6d

J. G. Zimmermann

vom

Nationalstolze.

Vierte,

um die Hälfte vermehrte, und durchaus verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.

1780.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Man hat dieſe Kleinigkeit von Paris bis nach Stockholm geleſen. Sie iſt auch durch eine dritte bey der Kayſerlichen Hofbuchdruckerey in Wien ohne mein Vorwiſſen veranſtaltete Auflage abermal in ſo viele Hände gekommen, daß ich wünſchte, dieſelbe einer ſo ausgebreiteten Aufmerkſamkeit weniger unwürdig

zu machen. Ich habe darum bey dieser vierten Auflage gesucht, in meinem Vortrag hie und da mehr Seele und Leben zu bringen; häufig weggestrichen; häufig hinzugesetzt; durchaus als ein freyer Mann geschrieben; oft andere für mich denken lassen; und auch zuweilen selbst gedacht.

Brugg, im Canton Bern,
den 3. Jan. 1768.

Inhalt.

1. Cap. von dem Nationalstolze überhaupt. 1

2. Cap. von dem Stolze einzeler Menschen, und einzeler Arten von Menschen. 10

3. Cap. von dem Stolze ganzer Nationen. 38

4. Cap. von dem Stolze, der sich bey einer Nation auf eingebildete Vorzüge beziehet. 56

5. Cap. von dem Stolze, der sich auf das eingebildete Alterthum und den eingebildeten Adel einer Nation gründet. 63

6. Cap. von dem Religionsstolze. 78

7. Cap. von dem Stolze, der sich auf eine eingebildete Freyheit, Tapferkeit, Macht und Ansehen beziehet. 100

8. Cap. von dem Stolze, der von der Unwiswissenheit der ausländischen Sachen herrührt. 112

9. Cap. von dem Stolze, der auf der Unwissenheit überhaupt beruhet. 121

10. Cap. Betrachtungen über einige Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf eingebildete Vorzüge beziehet. 146

11. Cap.

Inhalt.

11. Cap. von dem Stolze, der sich auf wahre Vorzüge lehnt. 179

12. Cap. von dem Stolze, den bey einer Nation das Andenken der Tapferkeit ihrer Voreltern erwecket. 189

13. Cap. von dem Stolze der durch den Ruhm entstehet, den eine Nation in Wissenschaften und Künsten erworben. 207

14. Cap. von dem Stolze, der bey einer Nation durch ihre Regierungsform hervorgebracht wird. 235

15. Cap. von dem republikanischen Stolze. 238

16. Cap. von dem Stolze in Monarchien. 264

17. Cap. Betrachtungen über einige Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf wahre Vorzüge beziehet. 280

Vom
Nationalstolze.

I. Cap.
von
dem Nationalstolze überhaupt.

Nichts ist gemeiner als der Stolz. Von dem Throne bis in die Baurenhütte, vom König bis zum Bettler, glaubt jeder Mensch sich durch etwas vor allen andern Menschen ausgezeichnet,

und verlachet alles ausser ihm mit Mitleid und hochmüthigem Erbarmen.

Die Brille der Eigenliebe sitzt beynahe jeder Nation auf der Nase. Es sind wenige Völker, deren einzele Bürger nicht wegen der Vorzüge des ganzen Volkes sich einen Vorzug vor andern zueignen. Beynahe jede grosse und jede kleine Nation brüstet sich auf etwas, das sie sich vor andern Nationen eigen glaubt, und hat einen gewissen Hang alles was den Punkt der Ehre betrift, in sich und ausser sich, nicht so zu sehen wie es ist. Demuth und Bescheidenheit sind in den Augen der meisten Völker Tugenden einer andern Welt. Jene fodert, daß man sich selbst nicht mehr zuschreibe, als recht ist; diese setzt zum Grunde, daß man einem jeden seine Gebühr von Ehre bezahle. Grosse Könige können eine kleine Republik freylich bescheiden machen, aber niemals allzudemüthig; sie können ihr alles wegnehmen, nur nicht die gute Meinung von sich selbst. Der Doge von

Genua, der in Versailles die Ehre hatte, Ludwig den vierzehnten um Vergebung zu bitten, daß er seine Vaterstadt hatte bombardieren lassen, fand an dem Hofe dieses Königs nichts so merkwürdig, als den Doge von Genua.

Die Vorzüge einer Nation sind entweder eingebildet, oder wahrhaft. Eine Nation ist hochmüthig, wenn sie sich selbst mit Unrecht grosse Vorzüge zuschreibt; sie ist stolz, durch das grössere Bewußtseyn ihres eigenen Werthes. Dieses Bewußtseyn ist öfters sehr richtig, und heißt auch darum bisweilen ein edler Stolz; da es hingegen keinen edeln Hochmuth giebt, weil dieser immer eine unrichtige und übertriebene Selbstschätzung anzeigt. Die Selbstschätzung überhaupt fließt aus dem Gefühle seines eingebildeten oder wahren Werthes, die Verachtung gegen andere aus dem Gefühle ihrer eingebildeten oder wahren Mängel. Der Nationalstolz entstehet aus der vortheilhaftigen Vergleichung, die ein Volk zwischen den Vorzügen macht, die

es hat oder zu haben glaubt, und die nach seiner Meinung einem andern Volke mangeln.

Der Gegenstand meiner Betrachtungen fodert eine ungemeine Freymüthigkeit im Urtheilen, aber auch eine Billigkeit, die keinen vernünftigen Klagen gegen den Verfasser Raum giebt. Es ist eben keine kleine Unternehmung, die meisten Menschen an ihrer empfindlichsten Seite anzugreifen, das Lächerliche der angesehnsten Völker mit starken Zügen zu bezeichnen, und diese durch das Aeusserliche und das Vorurtheil eindringende Beobachtung der Menschen und ihrer Handlungen dem Leser so vor das Anschauen zu bringen, daß man niemand beleidige, und von der Schmeicheley so sehr entfernet bleibe, als von der muthwilligen Satire.

Mißdeutungen lassen sich freilich nicht vermeiden. Ich werde oft das Lächerliche einer Nation mit einem Zuge bezeichnen, der von einer einzelen Person aus dieser Nation hergekommen

kommen ist. Man müßte mich unrecht verstehen, wenn man mir darum vorwerfen wollte, daß ich aus wenigen Beobachtungen allgemeine Schlüsse ziehe, daß ich ein ganzes Volk für das Fehlerhafte einzeler Personen aus diesem Volke verantwortlich mache. Ich glaube auch wirklich nicht, irgend eine einzele Person von Verdienst, und niemals den feinern Theil einer Nation zu beleidigen, wenn ich das Lächerliche ihrer Nation auszeichne.

Allenthalben findet man rühmliche Charaktere von aller Art. Ich selbst vertheidige ja durch diese Schrift die billichen Ansprüche aller Völker zum Wohldenken wider die eigennützige Ausschliessung, die einige besondere Völker unternommen haben. Leute von Verdienst verehre und liebe ich, welcher Nation und welches Glaubens sie auch immer seyn mögen; und bin auf ihre Freundschaft stolz. Aber dieses hindert nicht, daß ich nicht lächerlich finde, was bey dem grossen Haufen ihres Volkes doch wirklich

lächerlich ist; ich bitte dieses zum Exempel von den Spaniern zu verstehen. Man müßte sich aber auch aus meinen Schriften keinen gesunden Begriff von meiner eigentlichen Denkungsart und dem Tone meines ganzen Lebens abziehen können, wenn man eine Abneigung gegen die Engländer von mir vermuthen wollte, die ich für die würdigste Nation in der Welt halte; und doch werde ich von ihnen viel Böses sagen. Mitten unter meinem Tadel liebe ich die Franzosen; und viele unter ihnen schätze ich unendlich hoch. Auch die Italiäner reitzen meine Aufmerksamkeit durch ihren Geist, und durch das tiefe Gepräge ihrer Leidenschaften. Dem ungeachtet rede ich von keinem dieser Völker mit Nachsicht.

Lächeln mußte ich über die in einem Parisischen Journale gemachte Anmerkung, daß ich meinen Lesern oft Gelegenheit gebe zu glauben, ich habe bey meiner Satire nicht alle Nationen

in Betrachtung gezogen; daß ich meine Blicke auch um mich her hätte werfen, und aus meiner eigenen Erfahrung Beyspiele des Stolzes hätte geben sollen, den ich gleichsam unter den Händen würde gefunden haben; daß es mir eben so leicht würde gewesen seyn, in Deutschland Beyspiele des lächerlichen Stolzes anzutreffen, über den ich mich so gerne lustig mache, wenn ich dieselbe bey den Franzosen, den Spaniern, und den Engländern bemerke.

Dieses Urtheil fodert eine kleine Zurechtweisung. Einzele Beyspiele des lächerlichsten Stolzes findet man zur Genüge auf den deutschen Universitäten in den deutschen Reichsstädten, bey dem deutschen Adel, und bey allem, was in Deutschland Herr und Hund ist. Aber Beyspiele des närrischen Nationalstolzes sind im Ganzen bey einem Volke ungemein selten, das die Werke seiner Künstler verachtet, seiner Poeten zuerst spottet, fremde Arbeit und ausländische Gelehrte vorzüglich lobt, und sich

nur zuweilen an der kleinen Nation der Schweizer reibt. Mit welchem Rechte hätte ich die ehrlichen Deutschen für die etwanigen Spuren ihres Nationalstolzes belachen können, da sogar der gröste Gelehrte unsers Weltalters ihnen den Mangel dieser angeblichen Thorheit als einen wichtigen Nationalfehler vorwirft? Dieser Gelehrte sagt in der Vorrede zu einer Historie der Frösche, daß in Europa ein grosses Volk lebe, welches sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit vor allen andern unterscheidet, erfinderische Köpfe und Männer von Genie nicht in kleinerer Anzahl besitzet als irgend eine Nation, der Wollüste wenig achtet, und unter den tapfern das tapferste ist. Dieses Volk verachtet sich selbst, es hasset sich; kauft, lobt, und ahmet nur das fremde nach. Es glaubet sich weder wohl zu kleiden, noch etwas niedliches essen, noch etwas köstliches trinken, noch bequem wohnen zu können, wenn es nicht seine Kleider, Weine, Köche, Schneider, Tücher, Baumeister, mit grossen

Kosten

Kosten aus andern und wohl gar von Feinden bewohnten Ländern kommen läßt. Eben dieses Volk erhebt einzig und allein den Witz und Verstand der Ausländer, die Poeten, welche in fremden Sprachen schreiben, und die auswärtigen Maler; elende ausländische, seine eigene Geschichte auf das fehlerhafteste, ungetreueste, und gehässigste vortragende Schriftsteller werden nur allein von ihm gelesen, gekauft, bewundert.

Diese wohlgemeinte Vorwürfe mögen andere prüfen. Mir bleibt hierbey nichts übrig, als nur dem Parisischen Kunstrichter noch zu sagen, daß ich kein Deutscher bin; obschon ich in Parisischen Augen deutsch schreibe, und vollends auch darinn einem Deutschen gleiche, daß ich jeden mir benachbarten Oesterreichischen oder Schwäbischen Edelmann einen gnädigen Herrn nenne, das ist, meine Freyheit eigenhändig an den Galgen dieses Edelmanns hänge.

II. Cap.

von

dem Stolze einzeler Menschen,

und einzeler Arten von Menschen.

Die Narrheit ist die Königinn der Welt; wir tragen alle mehr und weniger ihre Livrey, ihre Ordensbänder, ihre Ordenskreuze, und ihre Schellen. Die meisten Menschen sind eitel; die meisten erheben sich selbst über alles, und schätzen in andern nichts als ihr Ebenbild.

Die Menschen sind stolz, und die Menge der Stolzen ist so groß, weil aller Stolz aus der Eigenliebe fließt. Die Eigenliebe ist zwar ursprüng-

ursprünglich der menschlichen Natur nicht eingepflanzt wie die Selbstliebe, die jedes Thier nöthigt, für seine eigene Erhaltung zu wachen. Sie scheint ein gemachter Begriff, der in der Gesellschaft entstanden seyn muß, als ein Geschöpf fähig war, sich mit dem andern zu vergleichen. Darum mischet sie sich in unsere ganze Denkungsart, darum ergiesset sie sich in alle unsere Handlungen. Wir haben unsere eigene Person allenthalben zu sehr im Auge, um nicht auch mit einer gewissen Gefälligkeit für uns selbst, uns mit andern zu vergleichen. Der Vernünftige hat so gar diese auf Vergleichungen gestützte Gesinnung mit dem Thoren gemein, aber nur in diesem ist sie läppisch, denn er macht seine Vergleichungen allemal mit der äussersten Unrichtigkeit.

Die Eigenliebe gebiert die Eitelkeit, den Hochmuth, den Stolz, die Hoffart, und die Aufgeblasenheit. Nach dem ursprünglichen Unterschied der Köpfe, nach der Verschiedenheit

der

der Auferziehung, der Lebensart, der Gesellschaft, der Schicksale, des Ranges, und der Glücksgüter, nimmt die Eigenliebe diese oder jene Richtung. Sie ist in kleinen Geistern unter jeder möglichen Gestalt eine Thorheit; sie faselt in bessern Köpfen mit Vernunft. In allen nährt sie sich offenbar oder heimlich auf anderer Unkosten, zumal wo sie das einzige Gegengift der Verachtung vieler schlechten Köpfe für einen guten Kopf ist.

Nothwendig muß die Eigenliebe eines Menschen auf die Eigenliebe des andern stoßen, und so dann durch den Wiederstand wachsen. Wer von andern nicht genug geschätzet ist, schätzet um desto mehr sich selbst, indeß da er seine Gegner nur um so viel heftiger verachtet, und dadurch reitzt, sich ebenfalls höher zu schätzen. Aber die Eigenliebe öfnet sich auch die Wege zu einem unwiderstehlichen Vergnügen durch den stillschweigenden Vertrag, den alle

Menschen

Menschen unter sich gemacht zu haben scheinen, daß je einer in dem andern dasjenige in einem gewissen Grad lieben wolle, was er an sich selbst liebt. Da nun in beyden Fällen die Eigenliebe durch einen lebhaftern Schwung zur Leidenschaft wird, so führet sie uns auch zu unzählichen Irthümern, weil uns die Leidenschaft in jedem Gegenstande nur auf eine Seite dieses Gegenstandes aufmerksam macht; und weil wir in demselben nichts sehen, als was wir daran sehen wollen.

Unser geliebtes Selbst kömmt allenthalben wieder. Eben so wie ein Verliebter nichts siehet und nichts achtet als den Gegenstand seiner Liebe, so siehet und achtet auch der Eigenliebige nichts als sich selbst. Alles, was mit seiner Art zu sehen und zu denken nicht übereinkömmt, bringt ihn auf; wie jenen jungen Engländer, der vor einigen Jahren auf den Feldern um Lausanne unsern Bauern den Degen auf die Brust setzte, damit sie ihm gestehen, daß eine

Jung-

Jungfer aus Genf, die er ihnen nannte, die liebenswürdigste unter allen Jungfern sey.

Da wir nun uns selbst über alles lieben, so geben wir uns selbst auch über alles den Vorzug. Wir glauben nur, wir denken über alles richtig, und folglich besser als solche, die ganz anders denken als wir; denken andere mit uns gleich, so lieben wir jedoch in ihnen weiter nichts als uns selbst. Durch diese eigensüchtige Begriffe verleitet, möchten wir auch von andern so sehr geehret seyn, als wir uns selbst ehren. Wir wissen aber aus der Erfahrung, daß unsere Begriffe, unsere Gedanken, und unsere Meinungen, einem andern nur in so fern gefallen, als sie mit seinen Begriffen, Gedanken und Meinungen übereinkommen. Darum finden wir uns durch unsere Eitelkeit gezwungen, auch in andern die Uebereinkunft der Begriffe zu schätzen, die uns ihrer Achtung versichert; indeß da wir hinwieder die Nichtübereinkunft ihrer Begriffe mit den unsern hassen, weil wir zuverlässig

wissen, daß sie uns aus der nehmlichen Ursache hassen, oder wenigstens verachten werden. Oft müssen auch die meisten Menschen sich selbst vor andern schätzen, weil sie in dem weichen Schose ihrer Selbstzufriedenheit sich niemals die Mühe geben zu untersuchen, ob ein anderer nicht vielleicht besser denke als sie, und also auch mehr werth sey.

Diese von den scharfsinnigsten Philosophen aus der Natur abgeleitete, und durch die tägliche Erfahrung eines jeden Menschenbeobachters wahrbefundene Grundsätze, erklären uns eine Menge lächerlicher Erscheinungen, die wir täglich um uns her erblicken, oder die uns in der Geschichte der Menschen, das ist, in der Geschichte ihrer Schwachheiten aufbehalten sind. Alle diese Erscheinungen sind Folgen der Eigenliebe, in Beziehung auf sich selbst, und auf andere.

Der Mensch hält sich für den Mittelpunkt aller geschaffenen Dinge. Es hat immer Leute auf diesem Erdenfleck gegeben, die sich eingebil-

det,

det, die Sonne brenne nur, um sie zu erwärmen; jene gestirnte Welten seyen nichts als goldene Nägel am Firmament, mit dem ganzen unausdenklichen Weltgebäude in keiner andern Absicht geschaffen, als nur um ihren Bedürfnissen zuvorzukommen, ihren Geist zu belustigen, und ihre Sinne zu kitzeln. Viele einzele Arten von Menschen haben sich immer mit dem Wahne genähret, daß sie der vornehmste, wo nicht der einzige Augpunkt der Fürsehung seyen. Diesem zufolge haben sie auch unzählige Wirkungen in dem allgemeinen und ordentlichen Lauf der Dinge aus einer unmittelbaren, auf sie allein abzweckenden, göttlichen Richtung hergeleitet; je nachdem ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, ihr Eigennutz, und ihre Eitelkeit dieses verlangten.

Thorheiten gleicher Art bemerket man durch alle Reihen einzeler Menschen. Jeder ist in seinen eigenen Augen ein Ding von der grösten Wichtigkeit; er giebt sehr oft einem andern nur

in so fern einen Vorzug über sich, als er glaubt, daß dieser mehr geachtet sey als er; weit entfernt, daß er ihn darum in seinem Herzen für achtenswürdiger halte. Der gröste Mann in jeder Art ist derjenige, den jeder nach sich selbst für den grösten hält. Nach der Schlacht bey Salamin mußten alle Generalen vor dem Altar des Neptunus mit einem Eide den Mann anzeigen, der sich in dieser Schlacht am besten gehalten hatte; jeder ertheilte den ersten Preis sich selbst, den zweiten dem Themistocles.

Jeder Mensch giebt seinem Geschmack und Kenntnis den höchsten Preis; jeder glaubt, man sey zu allen Arten von Kenntnis unfähig, wenn man zu seinem unfähig ist. Der Jäger glaubt, man werde in der andern Welt von einem Planet zum andern jagen. Der Chimist zweifelt nicht, daß alle Auserwählten im Himmel den Paracelsus lesen. Ein französischer Tanzmeister in London fragte einen Freund, ob doch wirk-

lich Herr Harley Graf von Oxford und Groß-schatzmeister von England geworden sey? man sagt ihm ja. Mich wundert, erwiederte der Franzos, was auch die Königinn an diesem Harley sah; zwey Jahre habe ich mit dem Klotz verloren, und niemals lernte er tanzen.

Die Eigenliebe hebt den Menschen immer höher, als er wirklich ist, und verkehrt seine Begriffe von dem Werth aller Dinge. Jeder Prinz will seine Ambassadoren haben, jeder Marquis seine Pagen, jedes Bürgerweib das Ansehen einer vornehmen Dame. Jeder Dummkopf rühmet die Richtigkeit seines Verstandes, der Ungerechte seine Ehrlichkeit, der Idiot seine Rechtgläubigkeit, der Heuchler seine Frömmigkeit, der Patricier seinen Adel, jede ältliche und leider niemals auf die Probe gesetzte Jungfer ihre Keuschheit. Ein nichtsbedeutender Mensch redet allemal in Gesellschaft mit unendlich grösserer Dreistigkeit von sich selbst, als der Mann von Verdienst. Kein junger Laffe vertauschte seinen

Kopf

Kopf gegen den Kopf eines Mannes von Genie. Keine Art von Verdienst ist in den Augen eines reichen Schurken von einiger Bedeutung. Keine Tugend kömmt neben dem schäbichten Flitterstaat schmutziger und buntschäckigter Bettler von Stande in Vergleichung.

Der Eigenliebige verachtet jeden, der nicht denkt wie er denkt, und nicht ehret, was er ehret. Der Gassentreter verachtet den Wahnsinnigen, der sich beschäftiget. Der Jäger verachtet den Unglücklichen, der nicht von Hunden spricht; der Spieler den Ochs, der keine Karte kennt. Ein wichtig faullenzender Bürgermeister, oder seine Rechtshändel wie seinen Wein wollüstig heruntergurgelnder Rathsherr, frägt mit stolzer Selbstzufriedenheit, wozu doch ein Müssiggänger nütze, der die Zeit hat, ein Buch zu schreiben? Alle feinere Empfindungen scheinen demjenigen verkehrt und ungereimt, der kein darauf gestimmtes Gefühl hat. Gemeine Zoten

und plumpe Scherze sind ein hohes Labsal für pöbelhafte Sinne. Wissenschaft, Verstand, und Gründlichkeit des Charakters bleiben Wörter ohne Bedeutung für Mädchen, deren Wunsch ein Geck ist, und ein Thor ihr Los. Männer von derbem Geschmack halten bezaubernde Minen, schmachtende Augen, und edeln Anstand an dem schönen Geschlechte, für eine leere Tändeley. Kaufmannsseelen, die eine Frau allein nach dem Eingebrachten schätzen, sind unfähig zu empfinden, wie man einen feinen Verstand, ein zärtliches Gefühl, und ein wolwollendes Herz weit lieber heurathen kann, als Dummheit und Geld. Die Geflissenheit eines jungen Frauenzimmers, einzunehmen und zu reitzen, ist offenbare Unkeuschheit, in dem ernsthaften steifen Auge einer alten Ehrbarkeitspedantinn.

Aus der übertriebensten Eigenliebe quillt die ausnehmend grosse Meinung von sich selbst, in Absicht auf Andacht und Erstattung der Pflichten

ten der Religion, bey solchen, die auf jeden Menschen mit unaussprechlicher Verachtung herabsehen, der mit seiner Frömmigkeit nicht so groß thut wie sie. Es vergehet zwar kein Tag, an welchem Leute dieser Art vor dem Altare ihrer Leidenschaften nicht irgend ein unschuldiges Opfer abschlachten; üble Nachreden sind sehr oft ihre Nahrung, Splitterrichten ihr Witz, Verläumden ihre Lust, Ungerechtigkeit das belebende Feuer ihrer Reden, und Rachsucht die Seele ihrer Thaten. Viele unter ihnen sind geil, zänkisch, herrschsüchtig, geitzig, hartherzig, grausam; die Bewegungen ihrer Seele bey dem Verlust eines Thalers übertreffen die Bewegungen des aufgebrachten Abgrundes; sie sündigen unter dem Deckmantel der Andacht wider die gemeinste Redlichkeit. Allein niemand besuchet fleissiger den öffentlichen Gottesdienst, niemand thut so ehrbar bey Annährung der hohen Festtage, niemand führet in allen Zeiten das Wort Christenthum so geflissen im Munde,

niemand heult so gern in den Zimmern von Kranken und Sterbenden, niemand zeigt grössere Achtung für die Prediger des Ortes, nieman schreyt so laut gegen den überhand nehmenden Unglauben. Mit allem dem betrügen diese Leute die Welt bey weitem nicht, wie ihr Gewissen; denn jedes ehrliche G.müth verabscheut ihre Frömmigkeit, und jeder Mensch von gesundem Verstand verlachet ihren geistlichen Stolz.

Diese Partheylichkeit im Urtheilen breitet sich mit der daher rührenden Verachtung und Verdammung über alle Charakter, Stände und Professionen aus. Leute von entgegengesetzten Gemüthsarten, verschiedenem Alter und Geschmack finden je einer den andern dumm, lächerlich, fehlerhaft, und strafwürdig; alle preisen die Vorzüge, die sie selbst zu besitzen glauben, und verachten alles, was ihnen mangelt. Jeder Geck macht dem andern ein schiefes Maul,

und

und stößt mit seinem leeren Kopf an den Kopf seines Bruders.

Leere Köpfe haben aber auch die entscheidendeste Verachtung für aufgeklärte Köpfe. Jene summen diesen unablässig mit den öden Gegenständen ihrer Gedanken und Verrichtungen um die Ohren. Diese zeigen eine gewisse Gleichgültigkeit für das dünne Zeug, das leere Köpfe nährt; sie seufzen über die unwandelbare tägliche Wiederkunft von Reden und Ideen, die weder belustigen noch rühren. Ein alltäglicher und nur der gemeinsten Beschäftigungen fähiger Kopf glaubt jedoch, diese Beschäftigungen seyen allein rühmlich, allein nützlich, allein groß; er hält die Zeit für verdorben, die man nicht verwendet wie er. Er seufzet über die Narren, die nach Einsicht und Wissenschaft streben, und nicht blos von den Ideen leben können, die sich sofort anbieten, als man durch sein Fenster guckt, oder vor seinem Hause auf und ab spaziert. Der lee-

re Kopf verursacht daher dem aufgeklärten, und dieser dem leeren Kopfe, die schrecklichste Langweile; und beyde rächen sich für diese folternde Unlust durch wechselweise Verachtung.

Alle Stände verachten sich unter einander nach den Begriffen, die sie sich selbst von der Vorzüglichkeit ihres Standes machen. Der Bürger verachtet den Bauer, der Seeofficier den Landofficier, der Landofficier den Civilstand, der Civilstand den geistlichen Stand, ein Orden in dem geistlichen Stand den andern, und die Höfe alles.

Die wechselweise Verachtung der Menschen ist unter den Gelehrten immer so deutlich, als unter den eingeschränktesten Köpfen. Wenige Gelehrte halten ihre Lieblingswissenschaft nicht für den Mittelpunkt alles Wissens; die meisten sind für alles gleichgültig, was das Steckenpferd nicht betrift, auf dem sie reiten. Der Naturforscher bekümmert sich im geringsten nicht um die Meinungen und Muthmassungen des

Sprachgelehrten. Der Kräuterkenner betrachtet den Sternkundiger als ein Wesen seines Anblickes unwürdig. Der Rechtsgelehrte hört den Namen eines Arztes ohne Verachtung nicht nennen. Er, der groß und glücklich durch das Electrisiren einer Falsche wird, verwundert sich, daß die Welt ihre Zeit mit einem leeren Geschwätze über Krieg und Frieden vertändelt.

Bey einem Landwirth gelten alle witzige Köpfe nicht den Werth eines Bauern. Der Naturbeschreiber bricht in ein lautes Hohngelächter über den Moralisten aus, der die Beobachtung des Menschen und seines Thuns wichtiger findet, als die Beobachtung der Frösche und ihres Thuns. Der Mathematiker verachtet alles, und der Metaphysiker verachtet den Mathematiker. Man fragte einst in Frankreich: Was ist ein Metaphysiker? Ein Mathematiker versetzte: ein Mensch, der nichts weis. Frägt man in unsern Zeiten in Paris die Chimisten, die Naturlehrer, die Aerzte, die Moralisten,

alle Gelehrte, die Erfahrungen machen: was ist ein Mathematiker? So versetzen sie: ein Mensch, der nichts weis.

Die Proseschreiber verachten sich unter einander. Manche sind auf ihre Weitläuftigkeit stolz, manche auf ihren Verstand. Jene schreiben alles, was sie wissen, diese was wissenswürdig ist. Jene schleppen auf Karren in ihre Werke zusammen, was man seit der Sündfluth gewußt hat. Sie werden des Schleppens nicht satt, sie reissen ihren Gegenstand mit den Zähnen herum, sie leyern ihr pragmatisches Gewäsche hin und her, bis ein sanfter Schlaf den Leser überfällt; und doch leyern sie fort. Der Verfasser eines Folianten scheint ihnen ein riesenmässiger Geist, der Verfasser eines Doudecbändchens ein Geck. Unsinn ist es in ihren Augen, wenn man, von dem Wesentlichen nur gerührt, nicht mehr sagt, als gesagt zu werden verdient. Ungelehrtes, tändelhaftes, flüchtiges,

leich-

leichtes, französisches Zeug heissen sie, was mit Wahl, mit Richtigkeit, und Anmuth geschrieben ist. Sie verhöhnen den Witz, wie Verschnittene die Liebe. Der gelehrte Hause nennt die Classe, die Verstand hat, die Classe der Stutzer; die Classe, die Verstand hat, glaubt hingegen, zu einer trotzigen Weisheitsmine schicke sich vorzüglich die Kappe mit Schellen.

Die Dichter verachten die Proseschreiber, weil alle Menschen Prose reden. Sie verachten ihr ganzes Jahrhundert, wenn ihre der Ewigkeit geweihte Werke auf der Zündpfanne abgehn; sie verachten sich aber auch untereinander, und dieß ist diejenige unter allen ihren Schulden, die sie am liebsten bezahlen. Da ihre Köpfe viel reitzbarer sind als aller andern Menschen Köpfe, so begnügen sie sich nicht für sich allein zu verachten, was ihnen verachtungswürdig scheint; wer mit den Wölfen leben will, muß mit den Wölfen heulen. Wer seine Ehre lieb hat, muß

von ihrer Sekte seyn; oder sich die Vollstreckung eines Gesetzes des Solon belieben lassen, der alle diejenigen für ehrlos erklärte, die bey einer gefährlichen Empörung keine Partey ergriffen, und folglich bey dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes unempfindlich waren, oder vollends sich aus dieser Unempfindlichkeit ein Verdienst machten. Hochachtung und Verachtung quellen aber auch wechselweise derselben Person von den Lippen der Dichter; je nachdem man ihre Eigenliebe schmeichelt oder reizt, ist man heute ein Genie und morgen ein Duns.

Man siehet aus diesem allem, daß alle Menschen einander verachten, in sofern sie Sklaven ihrer Eigenliebe sind. Und bekanntlich sind es die meisten. Denn die Anzahl der billigen Gemüther ist sehr gering, die mit einer philosophischen Entschlossenheit sich selbst gegen andere abwägen, und es nicht verheelen, wenn sie sich selbst zu leicht gefunden.

Die

Die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Begriffe und Meinungen ist ein feststehender Gewährleister des Beyfalles, oder der Verachtung. Wer gar zu wohl mit kleinen Geistern zurecht kommt, ist seines Geistes oder der Richtigkeit seiner Begriffe halben verdächtig; ein angenehmer Trost bey dem Hasse, den ein guter Kopf so oft von schlechten Köpfen leidet. Man macht sich auch darum von einer sonst unbekannten Person einen geringschätzigen Begriff, wenn ein kleiner Geist von ihr mit Bewunderung spricht; denn die anziehenden Kräfte der Natur sind nirgends so deutlich, wie unter dem brüderlichen Gefolge der Dummheit. Die Herrschaft eines Dummkopfs ist die Herrschaft aller Dummköpfe. Wie Mücken bey der Frühlingswärme, fliegen plötzlich alle schiefe Köpfe aus ihren Ritzen nach Hofe, wenn ein schiefer Kopf zu irgend einer grossen oder kleinen Regierung gelanget. Sie kommen in ihr Element. Die nichtswürdigsten Leute werden an die Seite des

Poten-

Potentaten erhoben; alles, was thöricht, abgeschmackt, und läppisch ist, gewinnt die Oberhand. Vernünftige Leute entfernen sich, der Verachtung und des Hasses einer Brüderschaft versichert, die nichts ehret und nichts liebet, als ihr langöhrichtes Ebenbild.

Ausser der Eigenliebe giebt es aber auch noch eine besondere Quelle der Selbstzufriedenheit und der Verachtung, die sich jedoch mit der Eigenliebe zur Bildung des Stolzes verbindet. Die Begriffe, Urtheile, Meinungen, und ganze Denkungsart der Menschen stehen sehr oft in einer gewissen Abhänglichkeit von den Vorwürfen, die sie umgeben; von der Gesellschaft, dem Orte, dem Lande, wo sie leben. Nach diesen bilden sich die Begriffe einzeler Menschen in solchen Gegenden; und diesen gemachten Begriffen zufolge wird alsdann entschieden, was anständig, wahr, recht, gut, und schön seyn soll.

Wer

Wer nicht gereiset ist, wer nichts gelesen hat, wer den Umgang mit Leuten ausweicht, die mehr wissen als er, ist allzusehr auf das eingeschränket, was er täglich sieht. Er hat seine Augen nur über die Dinge offen, die ihn umgeben; er vermuthet nichts als öde Eilande und wüste dissidentische Ländereyen ausserhalb dem spangenlangen Fleck, den er bewohnet; oder er nimmt von sich selbst und von seinen Umständen ab, wie er von allem denken solle, was ausser seinem Gesichtskreise liegt. Er glaubt, wie die in der Reisebeschreibung von Paris nach Saint Cloud abgeschilderten Pariser Maulaffen, die Berge seyen unbewohnt, die sich an den äussersten Grenzen seines Gesichtkreises erheben; alles Gemüse und alles Getreide wachse an den Bäumen, weil die wilden Castanien auf den Spaziergängen von Paris auch an Bäumen wachsen.

Aus dieser Abhänglichkeit von den Gegenständen, die uns umgeben, fließt die Gewohnheit,

heit, von allen Dingen ausser uns nur nach Maßgebung des Ortes zu urtheilen, den wir bewohnen, und nach den Begriffen, die an diesem Orte gebräuchlich sind. Daher findt man es in Paris nicht lächerlich, wenn fünf oder sechs Pariser mit grossen Stiefeln, Beutelperucken, Flinten, Degen und Pistolen, in einer Kutsche auf die Jagd fahren, sich sodann im Walde jeder hinter einen besondern Baum stellen, um von da herauszuschiessen, wenn etwa von ungefähr ein Hase vorbeyläuft. Daher mahlen die Negern den Teufel weiß, und ihre Götter schwarz; daher mahlten gewisse Völker die Liebesgöttinn mit einem Busen, der ihr auf die Knie heruntergieng; daher geschah es einst, als man einem ehrlichen Schweitzer begreiflich machen wollte, was ein König sey, daß er mit einer stolzen Mine fragte, ob ein König hundert Kühe auf dem Berge habe? Ein Mensch, der an seinem Orte wichtig ist, glaubt sich daher auch aller Orten wichtig. Bey der Friedens-

hand-

handlung in Baden speiseten einst die sämtlichen Ambassadoren an offener Tafel; eine Menge Leute versammelten sich um diese Tafel; der Marschall von Villars sah unter diesen Leuten ein artiges junges Weib aus Zürich, und wollte sie küssen; urplötzlich schoß ein kleiner steifer Zürcher, mit schiefen Beinen und einem grossen Kopfe, aus dem Gedränge hervor, und schrie wie ein Besessener: Nicht, nicht, Herr Marschall! denn sie ist meine Schwester, und ihr Eheherr ist Zunftschreiber.

Wie kleiner und abgesonderter nun der Ort oder die Gesellschaft ist, darinn man lebt, desto kleiner und abgeschmackter sind die Begriffe, die man hat, wenn man sich mit diesen Begriffen begnüget, und wenn uns ausser denselben nichts bekannt ist, das uns zu der gehörigen Vergleichung behülflich seyn könnte. Unbekannt mit einer andern Denkungsart, hält man seine für die schönste und beste, weil sie die einzige ist, die man kennet.

Wie kleiner der Mensch durch die Einschränkung seiner Begriffe wird, desto grösser denkt er von sich selbst, desto despotischer handelt er gegen andere. Er verdammet jeden Gedanken, der aus seinem Kopfe nicht entsprungen ist, jede Handlung, jedes Betragen, davon er das Muster nicht giebt. Er verfolget, so lange er ungestraft verfolgen kann, jeden Mann von Geist, den er eben darum seiner Denkungsart, seinen Meinungen, seinen Absichten zuwider glaubt. Er heißt es Verstand, wenn man niemals anders denket als er; Freundschaft, wenn man an ihm keine Fehler sieht; Treulosigkeit, wenn man in irgend einer Sache seine Absichten nicht befördert. Er schmeichelt sich, seine Grösse sey festgesetzt, wenn ihn nur recht viele Dummköpfe bewundern. Gleich dem Befehlshaber eines Schiffes, der nach seinen eigenen Gesezen und Gutdünken seine kleine hölzerne Welt regiert, glaubt er, die Erdenangel zittern, weil der Tisch zittert, auf den er schlägt, wenn er spricht.

Unheil-

Unheilbar sind diese Mängel bey jedem grossen Manne auf einem kleinen Fleck, wenn sein Geist nicht grösser ist als dieser Fleck. Wer sich in eine kleine Gesellschaft völlig einschränkt, wird allemal ganz gewiß der Feind aller Leute von einer ausgebreitetern Denkungsart seyn; er wird ihren Umgang fliehen, seine Seele wird bey ihrem Anblick erkranken. Wir lieben insgemein solche Leute unendlich mehr, die aus Gefälligkeit oder Dummheit mit uns unrichtig urtheilen; als solche, die uns könnten zu verstehen geben, daß wir unrichtig urtheilen.

Eben so wenig als die Auster in ihrer Muschel die Welt kennt, eben so wenig kennt ein Mensch in diesem moralischen Nebel den Werth der Dinge. Von denselben Gegenständen immer umgeben, wird er in Ewigkeit nichts für wahr halten, als was er glaubt; er wird seinen Glauben jedem unter die Nase reiben; er allein wird in seinen Augen alles in allem seyn, und

jeder seinen Meinungen nicht anhängende Mensch nichts. Solche Leute halten es immer für eine allgemeine Maxime, daß jede relative Grösse eine wirkliche Grösse sey; umsonst giebt man ihnen den Maasstab in die Hand, mit dem sie sich messen könnten; sie werfen ihn weg, weil sie sich selbst schon gemessen haben, und dünken sich einmal in der ganzen Welt groß und ansehnlich, denn sie sind groß und ansehnlich auf ihrem Miste. Darum verkehren sie bey dieser übermäßigen Selbstschätzung den Werth von jeder Person, und jeder Sache; darum ist man in der ganzen Welt nichts; wenn man nichts in ihrem Winkel ist; darum schwellen alle Kleinigkeiten in ihren Händen zu Geschäften von der äussersten Wichtigkeit auf; darum ist niemand jemals fähig gewesen, und darum wird niemand jemals fähig seyn, so grosse Thaten zu verrichten, wie sie. Dies alles sind die Ursachen derjenigen steifen und aufgeblasenen Gebährden, welche in den kleinen Gerichtsbarkei-

ten von jedem Lande das Hauptstück der Amtsverrichtungen ausmachen. Alles ist nichts für einen Staatsmann von diesem Range, wenn er die Mine seiner Allgenügsamkeit nimmt, seine beyden Schultern aufhebt, seine beyden Schenkel von einander sperrt, seine Brust wölbet, sein Angesicht vom Himmel neigt, mit langsam herabgekrümmten Blicken die kleinen Stutzperücklein rund umher betrachtet; und alle laut zu sagen scheinen, er ist ein grosser Geist in aller Welt, denn er ist der gröste Geist auf unserm Rathhaus.

Alle diese mit Einfalt und Aufrichtigkeit erzählten Erfahrungen zeigen, daß die Menschen überhaupt stolz sind; daß die Eigenliebe die Quelle des Stolzes ist; und daß dieser Stolz in die lächerlichste Aufgeblasenheit ausartet, wenn sich durch gewisse äusserliche Umstände zu der Eigenliebe, die Wenigkeit der Begriffe gesellet.

III. Cap.

Von dem Stolze ganzer Nationen.

Gleich so vielen einzelen Menschen denken auch ganze Nationen. Man könnte von den Neigungen jeder einzelen Person richtig genug auf ihre vereinigte Wirkungen in dem ganzen Staatskörper schliessen, wenn man nicht gradezu wüßte, daß jede Nation von sich selbst eben so denkt, wie jede einzele Person.

Alle Geschichte sind Denkmale der Partheylichkeit jeder Nation für sich selbst. Die gesittetesten und ungesitteteſten Völker erweisen, daß jedes

jedes Vorzüge an sich zu sehen glaubt, die es einer andern nicht zugiebt; daß es mit einer ausschliessenden Gefälligkeit seine Denkungsart, seine Sitten, seine Regierungsform, oder irgend einen andern Vorzug betrachtet. Jedem einzelen Menschen gleich, hat jedes Dorf, jede Stadt, jede Provinz, und jedes Volk seine besondere Eigenliebe, und seinen besondern Stolz. Jeder Bürger nimmt durch eine Art von Reflexion an dem allgemeinen Stolze theil, und hilft seinem Dorfe oder seiner Nation, jedem andern Dorfe oder jeder andern Nation ein krummes Maul machen.

Ein Dorf im Rheinthal in der Schweitz beklagte sich vor etwa fünfzig Jahren bey dem Landvogt, daß sich ihr Pfarrer letzten Sonntag die bedenkliche Worte habe verlauten lassen: aus ihrer ganzen hochansehnlichen Gemeinde werden kaum hundert Seelen seelig!

Jede Nation ist mit sich selbst vorzüglich zufrieden, und betrachtet in mehr und weniger

Absichten jede andere Gesellschaft von Menschen als Geschöpfe einer schlechtern Art. Ein Fremder und ein Barbar waren bey den Griechen Worte von gleicher Bedeutung. Sie sind es noch itzt bey dem grösten Theile der Franzosen; und dieser Denkungsart zufolge wiederfuhr es, als einst am Cellischen Hofe der letzte Herzog, die Herzoginn (aus der Familie d'Olbreuse) und einige französische Herren an der Tafel sassen, daß einer unter diesen plötzlich ausrief: das ist mir eine artige Sache; was, fragte der Herzog? Daß Euer Durchlaucht hier der einzige Fremde sind. Sogar die Grönländer sprechen das Wort fremd ohne Verachtung nicht aus, und den nehmlichen Sinn hat in einigen Schweitzerischen Städten das Wort Ausburger. Daher antwortete vor einigen Jahren ein guter ehrlicher Pomeranzenhändler in einer dieser Städte, als man ihm sagte, daß seine Tochter, ein niedliches Mädchen, einem gewissen deutschen Fürsten sehr einleuchte: Wahrlich,

lich, wahrlich ich gebe meine Tochter keinem Ausburger.

Die Verachtung der Völker hängt sehr oft mehr an dem, was in die Sinne fällt, als in den Verstand. Ein Schweitzer und ein Ochs, waren lange in Wien, in Versailles, und in Rom, Worte von gleicher Bedeutung; unter uns gesagt, es war mir selbst, ich weiß nicht wie um das Herz, als ich an einem dieser Höfe den Tritt der Schweitzerischen Helpartiergarde mit dem Zäppeln der Kammeraffen von der Aufwartung verglich. Jede Nation findt fremde Sitten lächerlich, weil es nicht die ihrigen sind. Ganze Völker sind in diesem Punkt eben so stolz, und eben so blind, als die französischen Hofleute, die in dem zu ihnen gekommenen Peter dem Grossen weiter nichts als einen Fremdling sahen, der keine französische Manieren hatte; und keineswegs einen Monarchen von Genie, der reisete, um sich zu unterrichten, und der

den Thron verlassen hatte, um sich desselben würdig zu machen.

Eine gegenseitige Verachtung der Nationen wird auch oft bey denjenigen Mitgliedern einer Nation gefunden, die weit über solche Vorurtheile erhaben seyn sollten. Wenige Schriftsteller können mit Unpartheylichkeit eine Vergleichung zwischen den Schriftstellern ihrer Nation, und einer andern anhören. So sehr sich auch die Schriftsteller einer Nation unter einander hassen und verachten, so sind sie doch allemal fertig und bereit, einen fremden gemeinsamlich anzufallen, der über einige unter ihnen lacht.

Die hochmüthigen Griechen wurden durch Fremde aus Thieren in Menschen verwandelt. Die Phönicier lehrten sie den Gebrauch der Buchstaben, die Künste, und die Gesetze; die Egypter brachten ihnen ihre Religion; dem ungeachtet hielten sie Griechenland für die Mutter aller Nationen. Man hat angemerket, daß sich die Griechischen Geschichtschreiber selten fremder

Namen

Namen bedienen, sie zuweilen ganz weglassen, noch gewöhnlicher dieselben abändern, und äusserst darauf bedacht scheinen, denselben eine Griechische und mehr harmonische Wendung zu geben. Darum muß man sich auch nicht verwundern, daß in der Folge der Zeit dieses hochmüthige Volk alle Völker der Erde für Griechische Colonien hielt.

Die heutigen Italiäner setzen sich gelassen den alten Römern an die Seite. Uneingedenk, daß die Nation, die ehmals die Erde bezwungen, nunmehr die Sklavinn aller andern ist; und daß selbst in Städten, die noch in den neuern Zeiten mächtig und blühend gewesen, itzt Gras in den Strassen wächset. Viele kleine in der Campagna von Rom befindliche Städte waren Geburtsorte Römischer Kayser, diese werden von den heutigen Einwohnern jener Städtgen noch immer als Landsleute und Vetter behandelt. Der in ihrem Städtgen geborne Kayser

ser ist in den Augen der Bürger dieses Städtgens allemal der gröste Kayser, dessen die Geschichte Meldung thut.

Der Senator von Rom, der in Kleinigkeiten und Zänkereyen unter dem Pöbel ohne Appellation erkennt, macht itzt das Tribunal aus, worauf sich in dem heutigen Rom die Majestät des ehmaligen Senats und Röwischen Volkes einschränket. Er hat vier Conservatores zu Beysitzern, welche man des Jahrs viermal verändert. Die Conservatores werden, so wie der Senator selbst, von dem Pabst ernennet, der dem Römischen Volke nicht einmal den Ueberrest der Freyheit vieler Städte in den Monarchien läßt, die sich ihre Räthe selbst erwählen dürfen. Dem ungeachtet glaubt der Senator und diese Conservatores, daß sie alle Ansprüche und Rechte des Rathes in dem alten Rom besitzen, und daß es sehr rühmlich für den Pabst sey, eben diesen Rath vor seinen Füssen zu sehen, welcher so viele Könige vor den seinigen gesehen hat.

Die

Die Trastaveriner, das ist, die erbärmliche Bürgermiliz aus dem Quartiere von Trastavera in dem heutigen Rom, halten sich vollends für Abkömmlinge der alten Trojaner. In ihren Augen sind die Einwohner in den übrigen Quartieren von Rom nur ein zusammengelaufener Pöbel; aber auch diese betrachten sich selbst in ihrer Armuth, in ihrem Müßiggang, und ihrer allgemeinen bey den wenigen bestraften Uebelthätern vor ihrer Hinrichtung in eine Raserey ausbrechenden Todesfurcht, noch immer als Bürger des alten Roms.

Alle heutige Römer von geringem Ansehen sind auf ihre eingebildete Herkunft äusserst stolz, und dieser Stolz macht selbst die Armuth unter ihnen äusserst ehrgeizig. In einem Tumult, der in Rom wegen Theure des Getreides entstand, war der Sohn einer Beckerswittwe im Quartier Tranotevere erschlagen; der Pabst, welcher von diesem Zufall die schlimmsten Folgen

gen befürchtete, sandte sogleich einen Cardinal und etliche Edle an die Wittwe ab, und ließ sie fragen, was sie für eine Genugthuung verlange? Die stolze Römerinn gab zur Antwort: ich verkaufe mein Blut nicht.

Bey Annährung eines öffentlichen Festes bricht sich in Rom eine ganze Familie an ihrem Leibe und selbst am Brodte, so viel ab als nöthig ist, um in einer Kutsche spazieren fahren zu können. Diejenigen Familien, bey welchen dieses Hülfsmittel nicht hinlänglich seyn würde, eine Kutsche zu miethen, ergreifen andere Maßregeln; die Mutter begleitet als eine Kammerfrau gekleidet, ihre Tochter in ihrem völligen Putze, und der Vater folget in der Kleidung eines Bedienten mit langen gekräuselten Haaren hinter drein.

Die Engländer gestehen selbst, daß sie von ihren Vätern ein unvernünftiges Vorurtheil wider alle Nationen unter der Sonne ererben.

Alle-

Allemal wird ein Engländer, der in einer Zänkerey mit einem Fremden begriffen ist, zuerst das Land seines Gegners mit irgend einem schimpflichen Beyname dem Gegner um die Ohren schlagen. Er wird sagen, du bist ein französischer Plauderer, ein italiänischer Affe, ein holländisches Rindvieh, eine deutsche Sau. Nicht nur ist das Wort Franzos in England ein Schimpfwort, sondern die Engländer würden sogar einen Fremden, dem sie den Namen Hund geben wollen, nicht genug beschimpfet glauben, wenn sie ihn nicht einen französischen Hund nennten. Die Nationalvorurtheile der Engländer erstreken sich sogar gegen die zwo Nationen, die mit ihnen unter den gleichen Gesetzen leben, und für das nehmliche Vaterland streiten; nichts ist in England gemeiner als du bettelsüchtiger Schotte, oder du unverschämter Irrländischer Morasttraber. Alle Nationen von Europa werden von einem mit dickplüntschigten Pudding und starkem Biere wohlgefütterten Engländer verachtet. Der

Fuchs.

Fuchsjunker in Yorkschire glaubt, er sey Herr der ganzen Erde, denn er ist in Yorkschire Herr aller Füchse.

Ein Engländer hält sich blos darum, weil er ein Britte ist, für einen Kenner der schönen Künste. Allein seitdem der Papst verboten hat, ohne seine ausdrückliche Erlaubnis kein Gemählde und keine Stature von einem grossen Meister aus Rom weg zu verkaufen, schaffen sich diese stolze Reisende dennoch jährlich um eben so viel Geld Kunstwerke in dieser Stadt an, als ehmals. Das ist, sie kaufen so viel schlechtes Zeug, bis sie die dazu bestimmte Summe Gelds verschleudert haben.

Man erlaube mir aber auch die Vergleichungen anzugeben, welche Engländer von geprüftern Einsichten zwischen sich und andern Völkern machen. Sie sagen, der Franzos ist höflich, witzig, fein, stolz, aber auch ein Sklave und ein Hungerleider, und seine Zeit, sein Beutel,

seine

seine Waffen gehören nicht ihm, sondern seinem König. Der Italiäner besitzt weder Freyheit, noch Sittenlehre, noch Religion. Der Spanier ist brav, gottesfürchtig, sehr eifersüchtig auf seine Ehre, aber arm, und unterdrückt; und obschon er damit prahlet, daß die Sonne nie auf oder untergehe als in dem Spanischen Gebiete, so wird er sich doch niemals seiner Freyheit, Wissenschaft, Künste, Manufacturen, Handlung, und Gewerbe mit Recht rühmen dürfen. Der Portugese ist gleichfalls ein Sklave, unwissend, und abergläubisch. Der Deutsche ist beständig in Krieg verwickelt, oder hat nichts zu thun als den davon verursachten Schaden zu heilen. Der Holländer ist träg für alles Gute, in der Liebe zum Gelde versunken, und allein aus Antrieb des Geizes in der Handlung geschäftig. Der Schweitzer bewohnt einen kaum sichtbaren Erdenfleck, wenn man ihn sehen soll, so muß er schimmern wie ein Diamand, aber dieser Diamand ist ziemlich schmutzig. Alle

Völker der Erde werden zu leicht erfunden, wenn sie der Engländer mit sich auf die Wagschale legt; der auch dieses durch seinen Kaltsinn und seine Gleichgültigkeit, im Anfang der Bekanntschaft mit irgend einem Fremden, zur Genüge zeigt.

Die Franzosen halten sich für die einzigen denkenden Wesen in der Welt. Sie lassen sich mit Fremden nur etwa so ein, wie man sich mit untergeordneten und schwachen Creaturen einläßt, die aus dieser einzigen Ursache in einige Betrachtung kommen. Vorzüglich beleidigen sie durch das Mitleiden und die redliche Billigkeit derjenigen unter ihnen, die anderer Völker Genie und Tugenden zwar noch etwas gelten lassen, aber so, daß man deutlich merkt, wie andere Völker dieses für sie so geneigte Urtheil nicht ihren Verdiensten zuschreiben sollen, sondern ganz allein der Nachsicht eines so ausnehmend höflichen Volkes. Wie könnten die Franzosen

zosen läugnen, daß sie alle Völker, die ihnen an Macht nicht gleich kommen, oder nur etwas weniger Artigkeit und nicht so viel Geschmack für eitele Künste haben, als Barbaren ansehen, und hochmüthig verlachen? Ihre Minen, Reden, und Schriften geben täglich zu erkennen, daß ausser ihrem Reiche nichts Schönes, nichts Grosses, nichts Tapferes anzutreffen sey, und daß anderswo nichts vollkommenes zum Vorschein komme.

Die Franzosen glauben sich berechtiget die Gesezgeber aller Nationen zu seyn, weil ganz Europa von ihren Modemacherinnen, Schneidern, Peruchenmachern, und Köchen Gesetze annimmt. Welcher Franzos wird es nicht gestehen, daß sich seine Nation für die erste in der Welt hält? Wie übel nahm es Herr le Franc in einer dem König zugeschriebenen Rede, daß die Britten sich einige Gleichheit mit den Franzosen anmassen wollen; da doch schon Pa-

tin sagte, daß die Britten unter den Menschen seyen, was die Wölfe unter den Thieren? Wie unzähliche male haben nicht die Franzosen ihren Herrscher den ersten Monarchen der Welt genannt? Als die erstgeborne Söhne der Natur haben sie freylich zuweilen so viel Billigkeit, daß sie ihre Nachbarn doch noch für ihre jüngern Brüder ansehen, für arbeitsam, für gute Sammler, und für von ihnen sogenannte tiefsinnige Köpfe gelten lassen. Aber warum verachtet man in Frankreich den Newton wegen seinen Entdeckungen, weil er nicht alles entdecket hat? Warum findet man selbst den Raphael klein, furchtsam, und sein göttliches Gemälde von der Verklärung schwach? Der Nationalstolz ist allzuwol bekannt, und in unzählbaren Denkmalen der Verlachung aller Völker übergeben, der ausser Frankreich keine grossen Männer annimmt; da man sich doch aus der Geschichte des menschlichen Verstandes erinnert, daß zur nehmlichen Zeit die Italiäner ihre besten

sten Schauspieler und Dichter, die Engländer die helle Morgenröthe des Shakespears, und Frankreich die elendesten Dichter von der Welt besessen hat. Tausendmal geben die Franzosen sogar dem superficiellen Parisischen Kleinigkeitenmaler Boileau, den Vorzug über den so harmonischen, gleich richtig und tief denkenden, und den Menschen mit ewigen Farben abmalenden Pope.

Alle Völker brüsten sich nach gleichen Grundsätzen der Selbstzufriedenheit. Die Grönländer, die mit ihren Hunden aus einer Schüssel fressen, verachten die Dänen; die Kosacken und Kalmucken haben die äusserste Verachtung für die Russen; die Negern sind sehr eitel, zumal da sie unter allen Völkern auf Erden die dümmsten sind. Frägt man die Cariben an dem Oronokostrome, woher sie ihren Ursprung haben? so versetzen sie, nur wir sind Menschen. Keine Nation ist beynahe unter der Sonne zu finden,

 von

von welcher sich nicht Beyspiele von Hochmuth, Stolz, und Aufgeblasenheit angeben lassen. Alle gleichen mehr und weniger dem Spanier, der sagen durfte, es sey ein Glück, daß der Teufel in der Wüste unserm Heiland Spanien nicht gezeiget habe, weil er ganz gewiß sich hätte verführen lassen. Oder dem Canadier, der einen Franzosen zu rühmen glaubt, wenn er sagt, er ist ein Mann wie ich.

Jede Nation macht sich Begriffe von Schönheit oder Häßlichkeit, nach der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, die sie zwischen sich und andern siehet. Die Indianischen Fabeldichter erzählen, daß in Indien ein Ort gefunden werde, wo alle Leute Buckel haben. Ein wohlgestalteter und artiger Jüngling kam an diesen Ort, die ehrsame gebuckelte Bürgerschaft versammelte sich, und nahm die ausserordentliche Gestalt dieses Fremdlings in Augenschein; ihre Gesichter, ihr Gelächter, ihre Schimpfreden, und ihre

Buckel

Buckel waren genugsame Merkmale ihrer Verwunderung. Zum grossen Glücke für den Jüngling befand sich ein Weiser in dieser Bürgerschaft, der vielleicht auch schon Leute ohne Buckel gesehen hatte; dieser sprach, was thut ihr, meine Freunde? Laßt uns einen Unglücklichen nicht beschimpfen; der Himmel schuf uns schön, er zierte unsere Rücken mit einem knochigten Gebürge. Ey so laßt uns darum nach dem Tempel gehen, um den Unsterblichen für dieses Glück zu danken.

Wer also unter seiner eigenen Nation nicht ein Fremdling seyn, wer in einem moralisch gebuckelten Lande der allgemeinen Verachtung entgehen will, muß über alles denken, wie man in diesem Lande denkt; er muß sich allen herrschenden Vorurtheilen unterwerfen; er muß, so stolz er immer kann, den allgemeinen Buckel mitmachen, weil man eine Demuth, die vom Vaterland eine niedrige Meinung heget, unter die grösten Laster zählet.

IV. Cap.

Von
dem Stolze, der sich bey einer Nation auf eingebildete Vorzüge beziehet.

Die mannichfaltigen Erscheinungen des Stolzes ganzer Nationen zerfallen von selbst in zwo verschiedene Arten, und diese in verschiedene Gattungen. Entweder sind die Vorzüge eingebildet, auf die sich der Stolz einer Nation beziehet; oder sie sind wahrhaft.

Bey den vornehmsten Nationen findet man diese beyden Arten des Stolzes. Jede Nation hat

hat ihre Vorurtheile, und diese machen den besondern Stolz dieser Nation aus. Aber zuweilen gründet sich auch der Stolz einer Nation auf ein billiches und gerechtes Urtheil von ihren Vorzügen; dieser unterscheidet sich also gar sehr von einem Stolze, der nur auf Vorurtheilen beruhet. Hingegen ist der auf eingebildete Vorzüge gegründete Nationalstolz das Gefühl von Erhabenheit, das nebst der Verachtung für andere aus der Erwägung dieser eingebildeten Vorzüge fließt.

Die Eigenliebe zeigt sehr oft dem Menschen Vorzüge, wo keine sind; oder sie nöthiget ihn sich selbst Eigenschaften zuzuschreiben, die ihm offenbar mangeln. Eine vornehme Dame hatte keinen andern Fehler, ausgenommen, daß sie ziemlich klein war; da man sich auch selbst von der Seite seiner Unvollkommenheiten gerne rühmen hört, wagte es ein Dichter, die Grösse dieser Dame mit der Höhe einer Ceder zu vergleichen.

gleichen. Das kleine Ding ward darüber so vergnügt, daß sie sich vor Freude auf ihrem Stule schüttelte, als wenn sie wircklich um eine Elle länger wäre; schweig, sprach jemand zu dem Dichter, der die Vergleichung mit der Ceder immer wieder las, damit die gute Dame in der Hitze ihrer Freude nicht aufstehe, und plötzlich ihren Naturfehler und deinen Betrug entdecke.

Ueberhaupt bauet die Eigenliebe auf mannigfaltige eingebildete Vorzüge die lächerliche Grösse, mit der sich ein nußbrauner Spanier oder Portugese brüstet, wenn er seine Haut mit der Haut eines Africaners vergleicht; oder ein Bürger aus Bern, wenn er am meisten fressen kan.

Die Einwohner der Marianischen Inseln glauben, daß ihre Sprache die einzige Sprache in der Welt sey; darum halten sie alle Völker der Erde für stumm. Eine kleine Nation an dem sogenannten schönen Strome in dem nord-

west-

westlichen America hat sehr lange Haare; darum glaubt sie, alle Völker mit kurzen Haaren seyen Sklaven. Die Türken, denen man verweiset, daß sie die Vorsteher eines Zollhauses an die Spitze einer Armee stellen, sagen, ein Türk ist für alles gut; auch machte der Sultan Osmann einen seiner Gärtner zum Vicekönig von Cypern, weil er ihn auf eine geschickte Art hatte Kohl pflanzen sehen. Als man dem General Apraxin vorwarf, daß er sich durch den Feldmarschall von Lehwald habe überrumpeln lassen, gab er ganz kaltsinnig zur Antwort: die Russen brauchen keine Nachricht.

Auf die gemäßigte Wärme von Frankreich stolz, unternahm neulich ein Einwohner der Provinz Maine, nach dem Geschmack der alten Schule eine Physik der Historie zu schreiben, darinn die Einwohner der milden Gegenden zu vertheidigen, die in kältern Ländern wohnende zu verschwärzen, und zulezt den gemäßigten Himmels-

melsstrichen, worunter er sein Vaterland zählet, den Vorzug in allem Guten zuzuschreiben. Das obere Deutschland, etwas von Spanien, die gesittete Wallachey und Moldau, die gütigen Morlachen, Kurden, Afgaben, und andere wegen ihren Wissenschaften berühmte Völker, gehören in diesen gesegneten Himmelsstrich.

Die Aufgeblasenheit hat eine so ungemeine Höhe und so wenig Grund, daß man sie nur gar zu leicht umwerfen kann. Herzlich gerne gönne ich darum den Myrmidonen, welche an der Belagerung von Troja Theil hatten, die Ehre, daß sie von Ameisen hergekommen seyen. Herzlich gerne gönne ich den Königen von Madure das Vergnügen, in grader Linie von einem Esel abzustammen, auch um deswillen allen Eseln wie ihren Brüdern zu begegnen, und wenn es regnet einem Esel einen Schirm zu geben, den sie jedoch seinem Führer verweigern, wenn er nicht auch von ihrem hochedelgebornen

Hause

Hause ist. Lächelnd höre ich viele selbstsüchtige Franzosen noch itzt die Einnahme von Mahon austrompeten, nachdem ein in allen vier Theilen der Welt für Frankreich unglücklicher Krieg auf diese Bezwingung einer verlassenen kleinen Besatzung gefolget ist. Lächelnd sehe ich den angeführten französischen Verfasser der Physik der Historie den Nordländern vorwerfen, sie haben die unvernünftigste Regierungsform erfunden, nemlich die Englische, und die Freyheit; von ihnen komme der Zweykampf, weil freylich das Ermorden klüger ist, sie verdienen die unterste Stelle im menschlichen Geschlechte. Selbst auf den Stolz jenes Italiäners bin ich nicht böse, der die Deutschen baare Dummköpfe nannte, weil sie keine andere Gifte bereiten können als solche, die den Arzt belehren, wie er denselben widerstreben muß, die den Hals, den Magen und die Därme entzünden, und über die Haut geschlagen eine Borke aufbrennen; da hingegen die scharfsinnigen Italiäner mit viel

kräfti-

kräftigern, flüchtigern, und superlativen Giften morden.

Alle die eingebildeten Vorzüge kann ich nicht erzählen, auf die sich von je her der besondere und allgemeine Nationalstolz gegründet hat. Genug, wenn ich diejenigen berühre, die am meisten in das Gesicht fallen; und so gründlich die Ehre einer Nation befestigen, als die Ehre Frankreichs im Kriege bevestigt wird, wenn ein französischer General ein paar dutzend Köche mit sich im Felde herumschleppt, und es für seine Schuldigkeit hält, täglich hundert Schüsseln auf der Tafel zu haben.

V. Cap.

Von

dem Stolze, der sich auf das eingebildete Alterthum, und den eingebildeten Adel einer Nation gründet.

Jenen leeren Raum jenseits den Denkmalen der wahren Herkunft einer Nation hat die Eitelkeit der Menschen immer mit Fabeln angefüllet, die ihr Alterthum nach Wolgefallen in die Vorwelt hinaussetzten, um durch dieses ihren Glanz zu erhöhen.

Was ein reisender Dichter sang, oder ein Redner seinem Volke vorschwazte, ward eine allge-

allgemeine Sage; und in der Folge der Zeit beynahe ein Religionspunkt. Die Wahrscheinlichkeit dieser schmeichelhaften Erfindungen ließ sich nicht mehr prüfen, sobald als das graue Alter einer solchen Sage, sie ehrwürdig machte. Ein Abentheuer aus der Vergangenheit gilt in der blinden Zukunft gar zu leicht für Wahrheit. Die Entfernung der Zeiten macht es unmöglich, durch eine geschickte Sönderung das falsche von dem wahrscheinlichen zu trennen, und dieses von dem gewissen. Man ist um so mehr geneigt diese Untersuchung völlig abzulehnen, wenn der Hochmuth bey der wohlergebrachten Lüge seine Rechnung findet.

Die überaus witzigen und überaus großsprecherischen Athenienser glaubten, sie seyen wie Schwämme aus der Attischen Erde entsprungen; sie hegten auch darum für die Colonien die äusserste Verachtung. Die Arcadier wollten aus hochmüthigem Erbarmen die Astro-

logie

logie nicht annehmen, weil sie glaubten, sie seyen vor dem Monde geboren.

Die Egypter hielten sich ehemals für die ältesten Bewohner der Erde. Ihrer Sage nach, ward ihr Reich acht und vierzigtausend achthundert und drey und sechszig Jahre vor den Zeiten des Alexanders gestanden; erst von Göttern bewohnt, die aus Eyern hervorschlüpften, nachher von Halbgöttern, und endlich von Menschen.

Die Japaneser glauben ebenfalls unmittelbar von Göttern abzustammen. Sie halten es für die äusserste Beschimpfung, wenn man ihre Herkunft von den Chinesern, oder irgend einem andern Volke ableitet. Doch sind sie noch so bescheiden, daß sie den Ursprung ihrer Götter festsetzen, und denselben nicht gänzlich in die Ewigkeit verhüllen.

Kuni Toko Dat Sii No Mikotto, der erste aus dem Chaos entstandene Gott, schlug

seine Wohnung in Japan auf, das er vor allen übrigen Ländern erschaffen hatte. Er machte mit sechs Nachfolgern in einer unaussprechlichen Zahl von Jahren die Dynastie der himmlischen Geister aus, die Japan unter ihren Schutz nahmen. Die drey ersten dieser Götter hielten sich noch keine Weiber; denn sie schwängerten sich selbst, und gebahren was sie erzeuget hatten. Die vier letzten haben sich Weiber angeschaft, doch pflanzten sie sich auf eine überirdische Weise fort, bis Isanagi No Mikotto unsere auch nicht verwerfliche Zeugungsmethode von dem Vogel Isiatadakki lernte. Die Reihe der himmlischen Intelligenzen in Japan gieng hierauf zu Ende. Der Stamme des Isanagi verlor seine göttliche Natur, durch diese Menschlichkeit.

Isanagi verwechselte, wie seine Vorfahren, die Erde mit dem Himmel. Tensio Dai Dsin sein Sohn, der mit der Sonne eins ist,

fieng

fieng hierauf die Dynastie der fünf Halbgötter oder Gottmenschen an, die nach der Zeitrechnung der Japaneser zusammen zwo Millionen dreyhundert zwey und vierzig tausend vierhundert und sieben und sechzig Jahre regierten. Die ganze Japanesische Nation soll ohne Ausnahme von ihm abstammen, und der grosse Vorzug ihrer Dairys kommt nur daher, daß man diese Nebenkayser für Abkömmlinge von dem ältesten Sohne des ersten Halbgottes hält. Die Geschichte der Dynastie der Gottmenschen wird in den Archiven der Priester des Sinto aufbehalten, und sie übertrift alles was eine ausschweifende Einbildungskraft jemals fratzenhaftes ersann. Eine Menge Städte und Flecken in Japan weisen die Wahrzeichen derselben auf, und sie spiegeln die Schwerter dieser Helden in ihren Tempeln.

China ist auf die zahlreichen Jahrhunderte der eingebildeten Dauer seiner Monarchie äus-

serst stolz. Die grosse Geschichte dieses Reiches fängt nach dem du Halde mit dem Kayser Fo Hi an, der gegen fünf und zwanzig Jahrhunderte vor Christi Geburt zu einer Zeit mußte gelebt haben, da die Babylonier schon eine Reihe astronomischer Beobachtungen besassen. Der Dunkelheit dieser Ursprünge ungeachtet, soll sich von der Regierung des Yao weg die Zeitrechnung der Chineser in einer ununterbrochenen Ordnung durch zwey und zwanzig Dynastien bis auf unsere Tage leiten lassen. Einige Chineser tragen sogar die Dauer ihres Reiches weit über die Erschaffung der Welt hinweg. Aber diese ganze von dem Jesuiten du Halde dem abergläubischen China nachgesprochene, und von dem Herrn von Voltaire aus bekannten Ursachen erhärtete Chronologie, ist von einem sehr gelehrten und von allen Chinesischen Vorurtheilen freyen Tartar, dem Unterkönig in Canton, Nyen Hy Jao, umgeworfen; und mit dieser der darauf gebaute Stolz.

Noch

Noch tiefer in die Fabelwelt fallen die Bewohner von Indoustan zurück. Bernier hat sich zu Benares, einer Stadt am Ganges, die er das Athen von Indien nennt, um ihre Zeitrechnung bey den Gelehrten erkundiget; sie zählten ihm Millionen von Jahren an den Fingern daher. Das Alterthum ihrer Hanscrit, der Sprache der Gelehrten, in welcher ihnen Gott durch den Brama seinen Willen soll eröfnet haben, wird durch hunderttausende von Jahren bestimmt.

Die Geschichtskunde der Malabaren fällt in eine grenzenlose Zeit hinaus. Sie werden von Darma, von Schoren, von Pandyen, und vielen andern Königen sprechen, die weit über den Anfang der Welt nach unserer Zeitrechnung hinweg zu stehen kommen. Aber man muß sie nicht die Namen der Fürsten fragen, die vor dreyhundert Jahren regierten.

In Paraguay geben die noch nicht civilisirten Landeseinwohner dem Monde den Namen ihrer Mutter. Bey einer Mondsfinsterniß rennen sie darum in der grösten Eilfertigkeit und mit dem jämmerlichsten Geheule aus ihren Hütten hervor, schiessen eine grosse Menge Pfeile zur Vertheidigung des Mondes in die Luft, um die Hunde abzutreiben, die ihn zerreissen wollen. Dies halten sie für die Ursach der Mondsfinsternisse, und sie schiessen so lange, bis der Mond seine gewöhnliche Klarheit wieder erlanget hat.

Die Schweden haben eine Reihe von Monarchen, die den Noah mit dem itzigen Könige durch eine ununterbrochene Kette zusammenhängt. Die Edda und Woluspo wird nach der heiligen Schrift, für das merkwürdigste Ueberbleibsel des Alterthums von solchen unter ihnen gehalten, die der Schwede zu stark sticht. Für die eingebildete Ehre seines Vaterlandes mehr als für die Wahrheit bekümmert, giebt Rudbeck

der

der Schwedischen Monarchie vor Christi Geburt ein Alter von zwanzig Jahrhunderten; da doch Rabenius zweifelte, ob Schweden im Anfang des fünften Jahrhunderts bewohnt gewesen; und da sogar, nach Dalins Hypothese, Schweden nur vierhundert Jahre vor Christi Geburt erschaffen ward. Die Lappen leiten vollends ihren Ursprung unmittelbar von Gott ab, der ihren und der Schweden Stammvater zugleich hervorgebracht, wovon dieser bey einem Gewitter sich unter einem Baume verkrochen, der muthigere Lappe aber unter dem freyen Himmel ausgedauert hat.

Der auf einen eingebildeten Adel gegründete Stolz, fließt mit dem auf das Alterthum einer Nation sich beziehenden, aus gleicher Quelle; weil man sich immer für so viel adelicher hält, je weniger man das Alter seines Adels kennt.

Wirklich ist der Adel etwas grosses, wenn er sich auf eigene Verdienste, oder auch auf

ausnehmende Verdienste der Voreltern gründet. Aber läppisch ist der darauf sich beziehende Stolz, wenn man entweder schlechterdings auf seine Titel und Wappen, oder so sehr auf die Verdienste seiner Voreltern stolz ist, daß man es für überflüßig hält, selbst Verdienste zu erwerben. Eine adeliche Geburt wirkt in gnädigen Herren von kleinem Verstand nichts als Hochmuth. Für Edelleute, welche die Ehre haben von Helden abzustammen, und das Unglück ihnen in allem unähnlich zu seyn, schickt sich eine edle Selbstschätzung eben so wenig als der Stolz auf das vornehme in seinen Adern wallende Blut, für einen Junker der kein ganzes Paar Hosen hat.

In Spanien hält sich jeder Bürger und Bauer seine genealogischen Tabellen, und diese Genealogien reichen mehrentheils, wie bey den Irrländern, bis an die Arche des Noah.

Dieser eingebildete Adel erlaubet einem Spanischen Bauer nicht, seinen Acker zu pflügen. Die Arbeit schickt sich seiner Meinung nach nur für Sklaven, und er hält denjenigen schon für adelicher, der sich im Tage nur zwo und nicht sechs Stunden beschäftiget. Er suchet darum einen Fremdling auf, der seinen Landbau und den Nutzen desselben zugleich übernimmt; indeß da er sich zu Hause belustiget, eine heulende Laute zu schlagen. Wenn aber ein solcher woledelgeborner Bauer seine Hände bis zum Pfluge erniedriget, so weis er doch dieses pöbelhafte Geschäft zu veredeln; er steckt ein Paar Hahnenfedern auf den Hut, hat Mantel und Degen neben sich liegen, und läßt den Pflug sofort stehen, schwingt flugs den Mantel über die Schulter, faßt den Degen unter den Arm, streicht den Stutzbart, und thut als ob er wie ein Cavalier auf dem Felde spaziere, wenn ein Reisender vorbeygeht. Das gemeine Volk hält in Spanien alle Franzosen für Bettler, weil

manchmal ein Franzos in Spanien durch seine Handarbeit sein Brod sucht. Alle Schweitzer werden nun auch bald in den Augen der Spanier Bettler seyn; denn mit innigst beklemmter Brust sehe ich jetzt, da ich dieses schreibe, vor meinem Hause vorbey täglich ganze Schaaren baumstarker catholischer Schweitzer mit ihren schönen Weibern und zahlreichen Kindern, wie sie selbst sagen, aus Hunger nach Spanien ziehen.

Der Florentinische Adel thut ungemein rückhältig und stolz gegen Fremde, die ihren Adel nicht beweisen können, und vielleicht vollends nur von kaufmännischem Stande sind. Dem ungeachtet ist es eine bekannte Sache, daß man bey den Pallästen und grösten Häusern in Florenz ein kleines Fenster auf der Gasse mit einem eisernen Griff zum Anklopfen siehet, worüber eine ledige Flasche zum Zeichen hängt, daß man dahin schicken und eine Flasche Wein holen lassen

sen kann. Man hält es nicht für widersinnig, wenn ein Florentinischer Edelmann ein Pfund Feigen, oder eine Elle seidenes Band verkauft, oder Geld für eine Flasche sauern Wein nimmt, und gleichwol seinen Adel zu beschimpfen glaubt, wenn er einen unadelichen aber verdienstvollen Engländer in öffentlichen Gesellschaften leidet, wo jedermann, der nur von einiger Familie ist, wenn es gleich sonst nichts mit ihm zu bedeuten hat, den Titel eines Prinzen, Grafen und Marquis hat, oder sich anmaßt.

Zu Verona führt ein verarmter Edelmann, von einer der ersten Familien dieser Stadt, die Fremden herum, und macht den Cicerone; als einer meiner Freunde mit ihm auf das Caffeehaus kam, nahm der gleiche Mann von seinen Adelsgenossen den Titel Excellenz an. Solche Excellenzen spazieren häufig in Neapel auf den öffentlichen Plätzen, mit alten göldenen Weßten, aber ohne Strümpfe.

In

In den Gebürgen von Piemont und der Grafschaft Nizza siehet man den Ueberrest grosser adelicher Familien, die gegenwärtig blosse Bauern sind, aber sich viel auf ihr vornehmes Haus, und woledelgebornes Blut einbilden. Ein Reisender, der in gedachtem Gebürge die Nacht in der Hütte eines solchen zum Bauer gewordenen Edelmanns zubringen müssen, hörte daß ein Vater seinen Sohn gefragt: Ritter, hast du die Schweine gefüttert?

Der Adel der Louysianischen Nation der Natches in America nennet den Pöbel Miche Miche Quipi, das ist Stinker; er selbst bestehet aus Sonnen, Edelleuten, und hochgeehrten Herren. Sonnen sind diejenigen, die von einem Manne und einer Frau abstammen, welche vorgeben, sie seyen unmittelbar aus der Sonne entsprungen. Dieser Mann und diese Frau wurden die Gesetzgeber der Nation; sie hatten Kinder, und verordneten, daß ihr Stamme immer von dem grossen Haufen der Natches unterschieden sey. Damit

mit aber ihr Blut durch einen Unadelichen nicht gewässert werde, verordneten sie, in der Absicht, den unangenehmen Folgen der schlüpferichten Treue ihrer Weiber vorzukommen, daß sich der Adel nur durch die Weiber sollte fortpflanzen können. Ihre Kinder vom männlichen und weiblichen Geschlechte wurden beyderseits Sonnen genannt, und als solche verehret; aber mit dem Unterschied, daß dieses Vorrecht bey dem männlichen Geschlechte nur einem einzigen Manne eigenthümlich war, und bloß auf sein Leben sich ausdähnte. Der Sohn einer Sonninn ist also eine Sonne wie seine Mutter, aber sein Sohn ist weiter nichts als ein Edelmann, sein Großsohn ein hochgeehrter Herr, und dessen Sohn ein Stinker.

Der auf einem eingebildeten Alterthum beruhende Stolz ist also eine Thorheit, auf die sich manche geistreiche Nation eben so viel zu gute thut, als ein von Erbsen und rohen Schinken aufgedunsener Dorfjunker auf sein angestammtes Pergament.

VI. Cap.

Von dem Religionsstolze.

Die wahren und die falschen Religionen sind bey eingeschränkten Köpfen in allen Völkern Gegenstände eines besondern Stolzes, der in einen Zweig des allgemeinen Nationalstolzes auswächst. Ein solcher Stolzer hält nicht nur seine Religion für die einzige gute, sondern er verachtet auch jede andere Religion, und spricht über jeden mit ihm nicht gleichdenkenden Menschen das Urtheil der Verdammung.

Der Religionsstolz ist das Vorurtheil, daß man sich zu der alleinseligmachenden Religion bekenne,

bekenne, und daß demnach der Anhänger jeder andern Religion ein ganz zugerüsteter Braten für die Hölle sey. Eine Religion darf keinesweges wahr seyn, um ihre Anhänger zu diesem Stolze zu verführen, weil man an Lügen eben so härtnäckig glaubt, als an Wahrheit. Wenn aber auch wirklich die Religion zu der man sich bekennet, grade aus der Lehre JEsu und seiner Apostel fließt, und folglich wahr ist; so deucht es mir doch, andere zu verdammen, die denselben Unterricht nicht empfiengen, oder die sonst die Fähigkeiten nicht besitzen ein Religionssystem zu fassen, das allem zuwider ist was sie von ihrer ersten Jugend an gelernt, gesehen, und gehöret haben, sey baarer Unsinn.

So leichtsinnig sollten Menschen einander nicht verdammen. Ein Gott der Liebe wird uns richten; er wird uns nach der Aufrichtigkeit und der Treue richten, mit der wir ihm dienen. Gehet nicht jeder den nächsten und bequem-

quemsten Weg, so ist er doch allemal auf einem Wege, der ihn zum Ziele führet, wenn er an die Offenbarung glaubt, die uns zu einem reinen und tugendhaften Leben, und durch dieses zur Theilnehmung an allen Verheissungen der Religion leiten soll. Die Hofnung der Seligkeit gründet sich nicht auf die Theologie eines Menschen sondern auf seine Religion; nicht so sehr auf seine Meinungen und sein Wissen, als auf die Würdigkeit, Reinigkeit, und Rechtschaffenheit seines Lebens. Man kann darum in allen Religionen wahrhaftig fromm seyn, wenn man sich die Richtung des Herzens angewöhnet hat, der zufolge die Ehre und der Dienst des von uns erkannten Gottes der oberste Bestimmungsgrund aller unserer ernsthaften Handlungen ist, und bleibet.

Aber millionenmal hat man es Gott geklagt, daß der Selbstbetrug und das Vorurtheil nirgends so augenscheinlich groß und stark ist, wie

wie in Religionssachen. Priester aller Religionen rufen ihren Völkern zu, wir allein haben immer recht; unsere Religion ist die einzige wahre, und alle andere enthalten nichts als abgeschmacktes Zeug, oder des Feuers würdige Lehren. Auch in der Kirche der Liebe, der Sanftmuth, und der Duldung verflucht jede Partey und jede Sekte die Lehren aller andern, die nur um ein Haar breit von der ihrigen abgehen; man erweiset in dem einen System der Streittheologie was in dem andern widerlegt wird, und jedes widerlegt was andere beweisen. Es ist kaum ein Irthum der nicht von andern als eine reine Wahrheit verfochten wird. Jede Partey prahlt mit Beweisen, und verlacht mit einem triumphirenden Ton die andere; jeder schreibt als wenn er unfehlbar wäre, und doch schreibt jeder das Gegentheil dessen, was der andere geschrieben hat. Die Kraft der Beweisgründe hängt hauptsächlich von dem Lande ab, in dem sie vorgetragen werden; man findet

an einem Orte göttlich wahr, was drey Meilen weiter die ausgemachteste Lüge ist.

Um so weniger ausserordentlich deucht mir dieses alles, da nach dem Zeugnis uneingenommener Kirchenlehrer der Parteygeist, das Vorurtheil, und die anmaßliche Heiligkeit des angenommenen Lehrbegrifs, sogar auch verständige und einsichtsvolle Theologen oft so blendet, daß sie in Vertheidigung ihrer Meinung selbst des gemeinen Menschenverstandes vergessen. Es ist sehr oft mit billigster Wehmuth angemerket worden, daß man Luftstreiche gegen Luftstreiche thut; daß man die Bibel aus dem System beweißt, anstatt das System aus der Bibel; daß man oft die Bibel nicht weiter kennt, als so weit sie von den Vorfahren im Amte und in der Lehre gebraucht und angezogen ist; und weil diese gesagt haben, so stehe es in der Bibel an dem und dem Orte, so sehe man es auch da so stehen; oder daß man die Schriftstellen

stellen aus ihrem Zusammenhang reisset, wider die naturliche Absicht der Worte erkläret, zu seinem Sinne hinzerret, allerley Wendungen und mitleidenswerthe Fechterstreiche macht; und daß doch jeder zulezt über seinen vermeinten Sieg ein Triumphlied singt.

Und in solchen Orakeln suchen die meisten Christen als in sichern Quellen die Wahrheit. Sie vermehren aber durch dieses nur den Religionseifer, der ihnen in der ersten Jugend von unbesonnenen Lehrern schon beygebracht ist; der das, was von der Kindheit an als eine heilige und unverlezliche Wahrheit angenommen worden, schon zum voraus als wahr festsezt; Gründe findet, wo keine vorhanden sind; und die Gründe des Gegners bereits für ungültig, verwegen, oder gar gottlos hält, ehe sie nur erwogen sind. Durch dieses wird die Zahl der Streiter vermehret, Irthümer vervielfältiget, und der Ketzer und Ketzermacher ist kein Ende.

Alle Religionsparteyen und alle Sekten glauben sich darum in alle Ewigkeit unfehlbar. Jede nähret sich mit der unglückseligen Meinung, daß unter den vielen Kirchengemeinschaften nur eine sey, welche die theologischen Wahrheiten ganz in ihrer Reinigkeit besitze; ohne zu bedenken, daß auch andere hie und da einzele Wahrheiten reiner besitzen können als sie. Jede verabscheut und verflucht die andere, und beschuldiget sie der Blindheit, der Hartnäckigkeit, der Verstockung, und des Betruges. Jede Sekte glaubt sich allein auf dem rechten Weg, und alle andere im Irthum; sie beruft sich auf das Zeugniß unsers allwissenden Gottes, und wenn man etwas genauer nachfrägt, so ist dieses Zeugniß mehr nicht, als das Zeugniß des Systems. Darum ist auch von einer Sekte verächtlich sprechen, eben so viel als seiner Sekte mit Ehren gedenken. Es geht den Menschen mit ihrer Religion, wie mit ihren Uhren; jeder glaubt an seine. Jeder eingeschränkte Kopf ist darauf stolz,

und

und schätzet alles was von seinem Anhang nicht herrührt, für unrein und verächtlich.

Oft gehet man so weit, daß man alle grosse Namen für seine eigene Religionsverwandte hält. Die Türken sind fest überzeuget, daß Adam, Noah, Moses, alle Propheten, und Christus selbst, Muhammedaner gewesen; nach dem Koran war Abraham weder ein Jude, noch ein Christ, sondern ein wahrer Muselmann. Bey dem Herrn von Voltaire ist Fenelon ein Deist. Bey den Bauern in der Gegend von Neapel ist Virgil ein Heiliger, und ein nicht weit von seinem Grabe stehendes Gebäude, die Kapelle wo er Messe gelesen.

Die Verachtung einer gegenseitigen Religion verhält sich sehr oft wie die Undeutlichkeit der Nachrichten und Begriffe von dieser Religion. Tacitus sagt, die Juden verehren in ihrem Heiligthum das Bildnis eines Esels, weil die

Esel sie in der Wüste auf den rechten Weg geführt, und ihnen Wasser angewiesen. Plutarch erzählet, die Juden beten die Schweine an, die ihnen den Landbau sollen gelehret haben; sie feyern das Lauberhüttenfest zu Ehren des Bacchus und in derselben Absicht sey ihr Sabbat eingesetzet. Die misverstandenen oder gar nicht verstandenen Gebräuche der besten unter den Menschen, der ersten Christen, wurden bey ihren Feinden eine Ursache der unvernünftigsten Verachtung. Die Juden glaubten sie vollends der grösten Verbrechen schuldig; die Heiden versicherten, ein Esel mit Klauen sey ihr Gott, sie beten des Priesters Scham an, sie lassen solche die sie in die Geheimnisse ihrer Religion aufnehmen, ein junges Kind mit Opfermehl bedecket, verspeisen; sie löschen sodann die Lichter aus, und wälzen sich in den abscheulichsten Wollüsten; sie dräuen, daß sie die ganze Erde und die Gestirne verbrennen wollen; sie seyen Mörder, Blutschänder, Feinde der Götter, des Kaysers, der Ehrbarkeit, und der Natur.

Man

Man siehet nur zu oft, daß die Feinde einer Religion diese Religion niemals kennen, weil sie dieselbe hassen; und daß sie dieselbe hassen, weil sie solche nicht kennen. Sie messen ihren Gegnern Lehrsätze bey, die sie verabscheuen; und Folgesätze, an die sie niemals dachten. Sie streuen wider die Diener der gegenseitigen Religion die lächerlichsten Verläumdungen aus. Ein vornehmer Fränkischer Catholik hielt seinen sehr verehrungswerthen Sohn für einen Freygeist, weil er sehr aufgeklärt war; der Freyreichshochwolgeborne Narr sann auf ein Gegengift, und fand es in folgenden Worten, die er seinem Sohne auf die Reise mitgab: mein Sohn, fliehe die Gesellschaft der protestantischen Geistlichen, denn sie sind alle Sodomiten.

Ein Volk das sich einbildet, es habe allein die wahre Religion, wird sich nicht nur allein von dem obersten Wesen beschützet glauben, sondern auch ein menschenfeindliches Betragen

gegen die Anhänger jeder andern Religion äussern. Die Juden hielten sich in allen Zeiten für die Auserwählten des Herrn; aber sie achteten auch schon in den Zeiten unsers Heilands die Samariter ihrer Gemeinschaft unwürdig; ihre Lehrer erklärten es soger für unerlaubt und unanständig, etwas von einem Samariter zu bitten, oder eine Gefälligkeit von ihm anzunehmen. Heute noch nehmen sie einem Christen keinen Wein ab, aus Furcht, die Mängel und Gebrechen der Christen möchten sich mit ihrem Wein in die Hebräische Reinigkeit ergiessen. Nach dem Talmud soll kein Jude einen Christen grüssen, wenn er ihn nicht innerlich verflucht; oder ihm eine glückliche Reise wünschen, wofern er nicht heimlich hinzusetzet: so wie des Pharao ins rothe Meer, oder Hamans an den Galgen.

Die Musulmännische Religion ist so zugeschnitten, daß sie ihren Söhnen den grösten Stolz einpflanzen muß. Nach der Meinung

der

der Türken ist der längst seinen Kindern zum voraus verheissene Muhammed der Mann, den Gott mit seinen Engeln täglich besuchet, den die Sterne bewillkommet, dem die Bäume entgegen gegangen, der mit seinem Finger den Mond gespalten, der die Schultern von gebratenen Kälbern reden gemacht, der Apostel des Herrn, in dem zwölften Jahre seiner göttlichen Sendung in den Himmel erhaben, wo er die Geheimnisse des Allerhöchsten aus dem allerhöchsten Munde vernahm. Wenn man die Versprechungen hinzusetzet, die Muhammed seinen Jüngern von dem künftigen Glanze seines Reiches auf dieser Welt, und von der Herrlichkeit der andern machte, so wird die Verachtung begreiflich, die ein Türk für demüthigere Religionen fühlet.

Die Musulmänner geben den Ungläubigen die verächtlichsten Beywörter, weit entfernt, daß sie sich mit denselben zu genau vermengen.

Sie nennen sich Sonniten, das ist Rechtgläubige, und die Nachfolger des Ali Schiiten, welches so viel als eine verachtungswürdige und verworfene Sekte heißt. Ein Türk wird nur selten eine förmliche Falschheit behaupten. Wenn daher einer dem andern etwas erzählet, und dieser den Beweis fodert, so versetzt jener insgemein: glaubst du, ich sey ein Christ?

Alle Ungläubige sind in den Augen der Türken Hunde, die durch ihre blosse Annäherung einen orthodoxen Musulmann besudeln. Kein Ungläubiger darf daher in eine gewisse Gegend zwischen Mecca und Medina kommen. Diese Verordnung wird so genau befolget, daß man auch den Abgesandten eines nach Mecca reisenden ungläubigen Königs von dieser Gegend abhält, und der Fürst muß ihm entgegen ziehen, wenn er sich nicht gutwillig wegschrecken läßt. Kein Christ darf in Arabien in dem Lande Hizjaas wohnen, weil die Städte Mecca, Medina

na, und Jemama ein Theil davon sind. Weder Juden noch Christen dürfen in Egypten bey Eröfnung der Canäle des Nilstromes gegenwärtig seyn, aus Furcht, sie halten das Wasser durch ihre Unreinigkeit zurück.

Mitten in dem Schoosse der Muhammedanischen Religion beschuldiget wechselweise eine Sekte die andere, daß sie die Lehrsätze ihres Propheten verdorben, pflanzet dem Pöbel eine wechselweise Wuth ein, und Klügern die Toleranz. Die Perser halten alle Jahre, ihrem Propheten Ali zu Ehren, ein Fest; man läßt zween Ochsen kommen, den stärkern nennt man Ali, den schwächern Osmann; sie müssen sich schlagen, und weil Ali allemal der Ueberwinder ist, so glauben alle Zuschauer, sie seyen Orthodoxen, und die Türken Kezer. Die Türken hingegen behaupten, die Perser seyen die Esel, auf welchen die Juden am letzten Gerichtstage werden nach der Hölle reiten.

Die Muhammedaner sind gegen die Christen unbillig, die Christen gegen die Muhammedaner. Kein Türk hat nie den geringsten Zweifel über die Einheit Gottes geäussert, und gleichwol ward ihnen vormals in der Christenheit unzählige male vorgeworfen, daß sie die Gestirne anbeten; da sie doch an die Einheit Gottes so sehr glauben, daß sie aus einem gewissen Mißverstand uns der Vielgötterey beschuldigen. In einer Menge christlicher Bücher werden die Muhammedaner Heiden genannt, und ihr Reich das Heidenthum.

Der Araber verlacht, in der Ueberzeugung, daß sein Caliph untrüglich sey, die dumme Leichtgläubigkeit des Tartars, der seinen Lama für unsterblich hält. Eine Vogelfeder, ein Kuhhorn, eine Muschel, eine Krebsschäre, eine Wurzel, oder jede andere Sache, sobald sie durch ein paar heilige Worte eingeweihet worden, ist bey den Negern ein Gegenstand der Anbetung, und

der

der Anrufung in Eidschwüren. Sie sehen in dem Boden, der sie trägt, eine unermeßliche Anzahl von Göttern, und verlachen die Christen, weil sie nicht auch so viele haben. Der Anwohner des Berges Bata glaubt, jeder Mensch sey ein Heiliger, wenn er vor seinem Tode einen gebratenen Guckguck aufzehrt. Darum verlacht er den Indianer, der eine Kuh zu dem Bette eines Sterbenden führt, sie bey dem Schwanze zupft, und den Kranken für einen Heiligen hält, wenn ihm die Kuh ins Angesicht pißt. Die Tartarischen Fürsten verlachet er, die sich gesegnet glauben, wenn sie den Abgang ihres Lama verspeisen können. Er verlachet den Braminen, der zu einer nähern Reinigung von seinen Neubekehrten fodert, daß sie sich auf sechs Monate mit Kuhmist nähren.

In dem Königreiche Tanschaur giebt es Braminen, die von dem Gotte Brama herzustammen, und sich selbst über ihren König erhaben

haben glauben. Beflecket wären sie, wenn jemand aus einer niedrigen Classe, ein Pareyer, sie berührte; diese sollen sich nur nicht unterstehen, die gleichen Götter anzubeten. Jene Braminen dürfen nicht mit dem Tode bestrafet werden, und sie haben so viele Vorzüge, daß sich die niedrigern Classen der Einwohner von Malabar sogar ohne Widerwillen dem Gesetze ergeben, welches sie unter diese aufgeblasene Müßiggänger herabstößt.

In Japan hatten vormals die Mitglieder der Sekte Jusja Fuse so lächerliche Begriffe von ihrer fleckenlosen Heiligkeit, daß sie allen Umgang mit andern Menschen auswichen. Der Stolz der Lehrer des Sinto, der uralten Religion von Japan, ist ebenfalls so groß, daß sie sich von dem gemeinen Volke sowohl als von den Priestern des Budso, der neuern Religion von Japan, mit der äussersten Sorgfalt entfernen, damit sie ihr Umgang nicht verunehre.

Die Priester des Budso erwiedern den Lehrern des Sinto dieselbe Verachtung.

Göttliche Ehren werden schon beynahe in seinem Leben dem Dairy, oder Pabst von Japan, erwiesen. Er würdiget die Erde nicht, sie mit seinen Füssen zu berühren; selbst die Sonne hat die Gnade nicht, sein Haupt zu beleuchten. Die Heiligkeit seiner Haare, seines Bartes, und seiner Nägel ist so groß, daß man ihm diese Ueberflüßigkeiten anders nicht wegnehmen darf, als wenn er schläft; denn die Japaneser glauben, daß alles gestolen ist, was der Körper des Dairy im Schlafe verlieret, und daß man seiner Heiligkeit durch einen Diebstal nicht zu nahe tritt. In ältern Zeiten mußte er jeden Morgen einige Stunden auf seinem Throne verweilen; und damit der Staat in einer gänzlichen Stille lebe, weder seine Hände, noch seine Füsse, noch sein Haupt, noch seine Augen, noch irgend einen Theil seines Körpers bewegen;

Feuer,

Feuer, Hunger, und Krieg, hätte jede Provinz dieses Reiches nach der damaligen Meinung verzehret, auf die der Dairy einen Blick würde geworfen haben. Der erste eigentliche Kayser von Japan ward der Mann vom erhabenen Stamme, der Fürst des Himmels, der Sohn der Götter genannt, und diese Namen sind dem Dairy geblieben, der nach dem Tode in die Zahl der Götter versetzet wird; indeß da der Cubosama, oder das weltliche Oberhaupt und der natürliche Landesherr, gleich den itzigen Königen von Portugall, Frankreich, Spanien, und Neapel, alle Macht auf Erden für sich behält.

Der Hofstaat des Japanischen Pabstes bestehet aus fast eben so erhabenen Personen. Zu vornehm sind sie zwar nicht, Strohkörbe, Hufeisen, und andere Waaren dieser Art zu verfertigen, damit sie nicht verhungern; aber sie stammen von dem ersten Halbgott der zweyten Dynastie

nastie von Japan her, und begegnen deswegen dem Ueberrest der Menschen wie Hunden. Sogar die Japanischen Tempeljungen, die bey den gottesdienstlichen Ceremonien von Japan eben das sind, was die Lichtputzer in der Comödie zu Paris, haben dieselben Einbildungen von ihrer Grösse, Heiligkeit und Reinigkeit. Was aber alle diese Leute von den Christen denken, schliesse ich daraus, daß sie vormals die Holländer zwangen, ihre Todten vor dem Hafen von Nangasaki in das Meer zu versenken. Sie hielten ihre Körper der Begräbniß in Japanischem Grund und Boden unwürdig; ob ihnen gleich diese redliche Kaufmannsseelen versicherten, sie seyen nicht Christen, sondern nur Holländer.

Also scheuen, verlachen, verachten, und verdammen sich die Menschen in die Wette, theils weil jeder sich zu der allein seligmachenden Religion bekennet, oder weil er sonst ein Wesen von ausschliessender und fleckenloser Heiligkeit ist.

Man hält die Trennung der verschiedenen Religionsverwandschaften für eine zur Seligkeit unentbehrliche Sache, und eben darum ist man nicht mehr im Stande unpartheyisch zu seyn. Diese Trennung, die noch in allen Zünften herrschende Einbildung der Unfehlbarkeit, der unglückliche Verfolgungsgeist vieler angesehener Theologen; der unzeitige Eifer, die Lehren seiner Väter und Vorfahren wider alles was nur angebracht wird, zu verfechten; die grosse Menge heiliger Streiter, die stets gepanzert und geharnischt mit dem Handschuh in der Hand in freyem Felde stehen, um gegen alle und jede, die nur Mine machen, sich an dem Lehrbegrif ihrer Kirche zu vergreifen, sogleich wie Petrus blind und unberufen drein zu schlagen; dies alles nöthiget die Menschen, einander wechselweise zu scheuen, und zu verdammen, wenn der eine nicht durch den Weg zum Himmel gehen will, den der andere einschlägt. Ein Reformirter, der seinen Glaubensgenossen in Frankreich

predigt, wird gehenkt; ein Jesuit, der sich in Schweden blicken läßt, wird castrirt.

So unterstehen sich Würmer in dem Leben eines Augenblicks einander zu hassen und zu verfolgen, weil oft der eine über nutzenlose Spitzfindigkeiten und unbegreifliche Dinge nicht denkt, wie der andere. So unterstehen sich Creaturen von Staub, dem Allerhöchsten in seinen Rathschlägen vorzugreifen, und die Urtheile des Herrn der Welt mit dem Gepräge ihrer Leidenschaften, ihrer Priester, und ihres Stolzes zu verfalschmünzen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

VII. Cap.

Von

dem Stolze, der sich auf eine eingebildete Freyheit, Tapferkeit, Macht und Ansehen beziehet.

Hie und da siehet man Nationen, die gleich den Griechen mit ihrer Freyheit prahlen, und gleich den ausgearteten Griechen nur auf einen Schatten von alter vergessener Freyheit stolz sind.

Offenbare Sklaven rühmen sich in Italien ihrer herrlichen Freyheit. Dieser angenehme Traum

Traum erzeuget in der Seele eine zwergichte Erhabenheit, die der herrische Bürger verlachet, indeß da der freygeborne Sklave, durch den leeren Schall eines Wortes ohne Bedeutung getröstet, so wie etwa ein Bürger aus San Marino nichts kennet, was mit dem alten Rom in Vergleichung könnte gesetzt werden, als seine Republik San Marino. Der durchgehends kaufmännische Adel von Genua sucht, aus einer niederträchtigen und eigennützigen Politik, auf alle Weise, seine Unterthanen arm und in der Abhängigkeit zu erhalten, damit die Handlung von der Hauptstadt keinen Abbruch leide. Doch glauben die armen Teufel zu San Remo und Noli sehr scharf an ihre Freyheiten.

Eine andere Gattung von eingebildeter Freyheit ist der lächerliche Widerstand, den eine Nation den Gesetzen macht, weil sie es ihrer Ehre unwürdig hält, den Gesetzen zu gehorchen. Die Engländer haben in Irrland und in Mi-

norca ebene, breite, und grade Landstrassen angeleget; aber die Irrländer und die Minorcaner wollten, ihrer eingebildeten Freyheit zulieb, sich niemals bereden lassen, diese weit bequemere Landstrassen zu gebrauchen. Zu störricht etwas neues gut zu finden, wandelten sie mit erhabener Stirn auf ihren alten, krummen, und unbrauchbaren Wegen fort.

Eine andere Gattung von Freyheit, auf die eine grosse Nation in Europa stolz ist, bestehet darinn, daß man gewisse Gesetze ihrer Höflichkeit verletzen darf, und nicht nöthig hat, sich ihrem Zwange mehr zu unterwerfen, als man es gut findet. Dieser grossen Freyheit zufolge, darf man sich in einem Lehnstuhl hinterwerts neigen, wenn man müde ist, aufrecht zu sitzen. Man darf zu allen Zeiten Leuten von feiner Bekanntschaft zu essen und zu trinken fodern. Man darf sagen, der Wein ist nicht gut, wenn er nicht gut ist. Wenn endlich eine Dame mit ei-

nigen Cavaliers in einer Kutsche fährt, so darf sie der Freyheit ihrer Nation gemäß, in einer gewissen Noth in der Kutsche bleiben, und ohne zu erröthen, einen Pißtopf in dem nächsten Hause fodern.

Der auf eine eingebildete Tapferkeit sich beziehende Stolz ist der allzuhohe Werth, den man seiner eigenen Tapferkeit giebt, und die unbillige Verachtung der Feinde. Ein Volk, das sich tapfer glaubt, und es nicht ist, oder es nicht so sehr ist als es glaubt, sieht auf seine Feinde mit einem blinden Stolze herab, den kein widriger Zufall, kein empfindlicher Verlust, kein Beweis von selbsterfahrener Schwachheit heilen kann.

Tigranes war bey dem Anmarsch des Lucullus in einer gänzlichen Sicherheit. Man glaubte fest, daß Lucullus bey dem blossen Anblick seiner furchtbaren Feinde aus Asien fliehen

werde. Die Römer erschienen: Tigranes bedauerte, daß er nicht auf einmal alle Römische Generalen vor sich fand. Er hatte zweyhundert und sechzig tausend Mann, die Römer nicht zwanzig tausend. Diese Handvoll Volks schien dem zahlreichen Heere der Armenier sehr klein, und sehr verächtlich. Tigranes sprach, sie sind in grosser Anzahl, wenn sie als Abgesandte kommen, in sehr kleiner Anzahl, wenn sie als Feinde kommen; unter allen seinen Generalen war keiner, der ihm nicht anbot, dieses Gesindel zu fangen. Bey Anbruch des folgenden Tages, als die Armenier schon bereit waren, den kleinen Haufen der Römer zu umringen, machte Lucullus eine Bewegung. Tigranes glaubte ihn auf der Flucht. Plötzlich schwenkte der Adler der ersten Legion rechts, und alle Cohorten folgten. Kommen diese Leute gegen uns, schrie Tigranes, von seiner langen Betäubung auf einmal erwecket? Sie kamen nach den Befehlen des Lucullus, den Armeniern, die nur aus der

Ferne

Ferne zu streiten wußten, grade auf den Leib. Die Feinde erwarteten sie nicht. Ihre Reuterey stürzte auf ihr Fußvolk zurück, die Armenier wurden gänzlich geschlagen, und gänzlich zerstreuet; die Römer hatten nur hundert Verwundete, und sechs Todten. Die Schlacht währte nicht länger als die bey Rosbach.

Eine eingebildete Tapferkeit von einer andern Gattung, ist die Tapferkeit der Abyßinier. Als der Pater Labo zu einem Könige dieses Landes gegangen, und eben im Begriffe war, ihn zu complimentiren, fuhren ungefähr zwanzig grosse Bengel über ihn her, und gaben ihm sehr derbe Schläge. Der Pater floh nach der Thüre, wo man ihm alsdann viele Höflichkeit erwies, und ihm sagte: dieses Prügeln sey eine eingeführte Gewohnheit, um jedem Fremdling dadurch zu zeigen, daß auf der ganzen Welt kein so tapferes Volk sey als die Abyßinier, und daß man sich vor ihnen müsse demüthigen.

Der auf eine eingebildete Macht sich beziehende Stolz ist der allzuhohe Werth, den man seinen eigenen Kräften giebt. Xerxes ließ zwey Paar Ketten ins Meer werfen, um dasselbe zu fesseln; er ließ ihm auch dreyhundert Streiche mit der Ruthe geben, weil es eine von seinen Brücken eingerissen hatte. Er schrieb an den Berg Athos: hochmüthiger Athos, der du dein Haupt bis an den Himmel erhebest, sey nicht so verwegen, dich meinen Arbeitern mit Steinen zu widersetzen, die sie nicht zerhauen können; sonst haue ich dich selbst ab, und stürze dich ins Meer. Auch in unsern Zeiten macht der Asiatische Stolz den Menschen so mächtig, daß nach den Begriffen dieser Völker einem höhern Wesen auf der Erde nichts zu thun bleibt. Der König der Malayen heißt sich Herr der Winde, und der Meere von Orient und Occident. Der Mogul führet den Titel eines Weltbezwingers, und Erdenkönigs; die Grossen an seinem Hofe nennen sich Reihenzerschmetterer, Strahlenschiesser, Donnerschleuderer.

Die

Die kleine nichtsbedeutende Nation der Natches war, nach ihrer alten Sage, vormals die gewaltigste Nation in dem mitternächtlichen America; der hohe Adel bestand aus fünfhundert Sonnen, und alle wurden von einer grossen Sonne beherrschet. Das heutige Oberhaupt dieses Völkleins hat etwas in seinem Stolze, das mir ungemein gefällt. Er tritt alle Morgen aus seiner Hütte hervor, grüßt die Sonne, biethet ihr seine Pfeife zu rauchen an, und schreibet ihr mit dem Finger den Weg vor, den sie den Tag über nehmen soll.

Der auf ein eingebildetes Ansehn sich beziehende Stolz ist der allzuhohe Werth, den man seinem Ansehen giebt. Man hat gesagt, daß vielleicht kein Franzose war, der nicht die Ehre der Gesandschaft aus Siam sich mitzueignete, und darauf stolz that. Zuweilen machen die Franzosen in dieser Absicht ihren von vielen andern Seiten so gerechten Nationalstolz lächerlich,

wenn

wenn sie das Ansehen ihres Königs, oder seiner Minister und Generalen, allzuübertrieben auf ihre eigene Rechnung nehmen. Einst war ein französischer Obrister als ein Durchreisender in Brüssel, und weil er eben nichts bessers anzufangen wußte, kam ihm in den Kopf, er wolle in die grosse Assemblee gehen. Sie hält sich bey einem Prinzen, sagt man ihm. Gut, gab er zur Antwort, was liegt mir daran. Aber nur Prinzen kommen da hinein; ist der Herr ein Prinz? Das sind gutherzige Prinzen, erwiederte der Franzos, ich hatte das vorige Jahr, da wir die Stadt eingenommen, ein Dutzend in meinem Vorzimmer, und sie waren alle sehr höflich.

Der Abbt des Klosters Muri in der Schweitz, ist Fürst des heiligen Römischen Reichs. Auch hat er die sogenannten vier grossen Aemter; zu Erbmarschallen, die Zurlauben Freyherren von Thurn; zu Erbkämmerern, die Freyherren von

Witten-

Wittenbach; zu Erbschenken, die Rüpplin; und zu Erbtruchsässen, die von Nideröst. Die Einkünfte des Erbmarschallamts betragen jährlich zwanzig gute Gulden. Fremde werden geladen bey Hofe zu speisen; und diese finden alsdann eine Tafel, ungefähr wie die Schneider auf ihrer Herberg. Seine Hochfürstliche Gnaden speisen aus eigenen Leibschüsseln, die kein Gast berühret. Sie trinken auch ihren besondern Hochfürstlichen Leibwein, indeß da die ganze fremde und einheimische Dienerschaft mit letztjährigem vorlieb nehmen muß.

Wenn der Chan der Tartaren, der nicht einmal ein Haus besitzt, und blos vom Raube lebet, in seinem Gezelte bey Milch und Pferdfleisch gespeist hat, dann läßt er öffentlich durch einen Herold verkündigen; allen Potentaten, Fürsten und Herren dieser Erde sey nunmehro vergönnet, auch zu speisen.

Doch ich weis nicht, daß der auf ein eingebildetes Ansehn sich beziehende Stolz weiter getrieben worden sey, als bey einem Negerkönig an der Guineischen Küste, dessen Andenken der grosse Verfasser der Persianischen Briefe verewiget hat. Einige Franzosen stiegen daselbst von ihren Schiffen an das Land, um sich etliche Lämmer zu kaufen; man führte sie vor diesen König, der unter einem Baume die Angelegenheiten seines Staates besorgte. Er saß auf seinem Thron, das ist, auf einem Stück Holz, eben so aufgeblasen, als wenn es der Thron des grossen Moguls wäre. Neben ihm stand eine Leibwache von drey oder vier mit hölzernen Picken bewafneten Kerls; über seinem Haupte erhub sich ein Sonnenschirm, der den Thronhimmel vorstellte; sein königlicher Schmuck bestand, wie der Schmuck seiner Gemalinn, in der Schwärze ihrer Haut, und in einigen Ringen. Dieser Potentat fragte in vollem Ernste: spricht man in Frankreich viel von mir?

Unzähliche Thorheiten hätte ich in diesem Capitel anführen können, das jedoch kurz und schlecht ist, anstatt lang und treffend. Aber ich dachte eben an die kluge Antwort des Vitellius auf eine sehr kützliche Frage des Caligula, der so unverschämt war, daß er öffentlich behauptete, er sey von göttlicher Herkunft; und um es zu beweisen, den Vitellius fragte, ob er ihn nicht bey dem Monde habe schlaffen sehen? Vitellius, ein Mann, der zu leben wußte, erwiederte hierauf: von dergleichen Geheimnissen dürfen nur die Götter reden.

VIII. Cap.

Von dem Stolze, der von der Unwissenheit der ausländischen Sachen herrührt.

Auf die Unwissenheit ausländischer Sachen wie auf einen weichen Polster gelehnet, sieht eine Nation auf jede andere Nation mit einer ruhigen Selbstzufriedenheit herab, verachtet, was sie nicht kennt, und wird eben so lächerlich, als jener Parisische Buchhändler, der mit einer Art von Verwunderung fragte, ob denn der König in Preussen eine Bibliothek habe?

Die

Die in unsern Zeiten so wohl unterrichteten Italiäner hielten lange die jenseits den Gebürgen wohnende Völker für ganze Barbaren, weil freilich nach der Eroberung von Constantinopel die Wissenschaften sich in Italien niedergelassen, und erst von dort in andere Länder kamen. Ein Italiänischer Schriftsteller sagte von den Deutschen, sie haben nicht wie andere Menschen die Seele im Kopfe, sondern auf dem Rücken; und ihre Universitäten seyen Ställe, wo die Minerva ihre Maulthiere füttere. Baillet folgert aus dieser Sentenz, die er anführt, daß man sich also nicht wundern müsse, wenn man in den Gedichten der Deutschen jenen Geist nicht finde, den wir bey den neuern Italiänern, und den alten Römern und Griechen verehren. Martinelli, ein Italiänischer Schriftsteller, der vor einigen Jahren in London lebte, sagt, die Deutschen haben bis auf diesen Tag weder Dichter noch Aerzte. Ich las in einem vor kurzer Zeit gedruckten Ding des Grafen Roncalli, eines

Italiänkschen Arztes, daß die Einpfropfung der Blattern von keiner gelehrten Nation angenommen sey. Dieser hochgeborne Schmierer wußte nicht, daß in unsern lichtvollen Zeiten jede ihrer Sinne nicht beraubte Europäische Nation sich selbst in der Gelehrsamkeit zwar den ersten Rang giebt, aber den Engländer doch allemal den zweiten.

Die Deutschen werden von den meisten Nationen als Sammler und Lastesel zum Gebäude der Wahrheit ausgescholten. Ich las vor wenig Jahren in dem besten Engländischen Journal, daß die Deutschen Schriftsteller, gleich den Theologen, seit undenklichen Zeiten das Vorrecht besitzen, viele Bücher zu schreiben, und nur wenig darinn zu sagen; daß sie mit großer Mühe ungeheure Folianten zusammentragen, ihre Werke in eine entsetzliche Länge ausspinnen, und die Geduld des Lesers ermüden, ohne seinen Verstand zu unterrichten; und daß jeder deut-

sche

sche Kopf ein Gerümpelgemach von Büchern sey, immer lese, und niemals gelesen werde. Eben so unbillig als dieser Engländer würde ich seyn, wenn ich ebenfalls die ganze Engländische Nation für Barbaren halten wollte, weil noch in diesen Tagen der Vernunft bey den öffentlichen Disputationen auf den Aschenmitwoch in Oxford ein junger Brittischer Pedant gleich einem Fastnachtshahn hinter dem Pulte auftritt, und mit dem undurchdringbarn Schilde von Aristotelischer Spitzfindigkeit die bleyernen Pfeile auspariert, welche die Söhne des Scotus, des Burgersdicius, und des Smiglesius auf ihn abdrücken.

Ein Staatsminister in Persien weis von den Europäischen Begebenheiten grade so viel, als von den Begebenheiten im Monde. Die meisten Perser halten unsern Welttheil für eine kleine Insel in den nordischen Gewässern, wo nichts zu finden sey, das schön und gut ist;

oder warum holten sonst, sagen sie, die Europäer dies alles bey uns, wenn sie es bey ihnen fänden?

Die Chineser verstehen durch die vier Welttheile wenig mehr als das Chinesische Reich. Für alle andere Länder haben sie die unumschränkteste Verachtung, und ihrer Meinung nach wachen die Gestirne, um alle übrigen Länder unbekümmert, nur allein über China. Die Erde halten sie für ein Viereck, von welchem das in der Mitte desselben liegende China nicht nur den besten, sondern auch den grösten Theil ausmachen soll. Auch nennen sie ihr Land Chong que, das Königreich der Mitte; und Tien Hia, alles unter dem Himmel. Ein Jesuitischer Mißionarius setzte, in einer für die Chineser verfertigten Karte des ganzen Erdbodens, China ebenfalls in die Mitte desselben; der Einfall war der Klugheit eines Jesuiten würdig. In ihren eigenen Landkarten geben die Chineser ihrem Reiche die

gröste

gröste Ausbreitung auf Erden; und die übrige Welt wird von ungefähr rund um China in der Gestalt von äusserst kleinen Inseln hingeschmissen.

Diesen Inseln oder Königreichen geben sie in ihren Geographien die lächerlichsten Namen. Siao gin que, das Reich von Zwergen bewohnet, die dergestalt gedrängt beysammen leben müssen, als es die Beeren in einer Traube sind, aus Furcht, die Adler und Geyer schnappen sie hinweg. Chuensin que, das Königreich, dessen Einwohner ein Loch in der Brust haben, in welches sie einen Prügel stecken, und auf diese Weise einander von einem Orte zum andern tragen. Nur seitdem die Chineser etwas besser mit Europa bekannt sind, haben sie dasselbe in ihren Landkarten zu der Grösse einer von den Canarischen Inseln erhoben.

Für eine ausnehmende Ehre müssen es alle fremde Nationen halten, wenn die Chineser sie unter die Zahl ihrer Unterthanen rechnen. Da

sie selbst äusserst selten Gesandte in andere Länder schicken, so dünkt ihnen auch ein Brief, ein Geschenk, ein Abgesandter, der aus einem fremden Reiche nach China kommt, der bündigste Beweis des pflichtmäßigen Tributs, und der schuldigen Unterthänigkeit. Der Name des Landes, aus welchem diese Sachen herkommen, erscheint auch sogleich in den Jahrbüchern der Nation unter dem Titel der tributpflichtigen Königreiche. Wer aber auch nach China nur einen Brief von seinem Fürsten bringt, gilt daselbst für einen Ambassador, und seine Nation für eine Sklavinn von China.

Der Kayser Yong tching sagte in einer Rede an die Jesuiten: ich bin der unumschränkte Herr des Königreiches von der Mitte, alle andere kleine und grosse Staaten senden mir den Tribut, ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie zu unterrichten; nehmen sie meinen Unterricht an, wohl und gut; wo nicht, so lasse ich sie fahren.

fahren. Die Jesuiten bemühten sich im Jahr 1758 den Ministern des Chinesischen Reiches eine Gesandtschaft von Frankreich beliebig zu machen. Sie wurden abgewiesen, weil sie sich unter der Hand hatten merken lassen, daß Seine allerchristlichste Majestät dem Kayser von China nicht zinsbar seyen; daß die Geschenke, die der Kayser etwa an den König in Frankreich schicken möchte, nicht als Gnadengelder sollen betrachtet werden; daß man die Briefe des Königes nicht für Bittschriften halten müsse, noch die Antworten des Kaysers für Befehle.

Die Japaneser sind Narren von gleichem Schrot. Nipon ist der Name, den sie ihrem Lande insgemein geben, er soll so viel heissen, als das Licht der Sonne; denn die Japaneser kennen ausser ihnen, gegen Morgen kein Volk; sie wissen nicht, daß die Erde rund ist, und begreifen auch daher nicht, daß jedes Land einem gegen Morgen, und dem andern gegen Abend

liegt. Tenka ist ein anderer Name von Japan der oft in ihren Büchern vorkommt. Er scheint aber nicht so wohl ein eigenthümlicher Name, als eine figürliche Benennung, die sich dieses Volk aus Eitelkeit beylegte; Tenka heißt, das Reich, das unter dem Himmel ist. Daher nennet man auch den Kayser von Japan Tenka Sama, den Monarch, der unter dem Himmel ist; weil vormals die Japaneser ihr Land für das einzige bewohnte Land hielten, sich selbst für die einzigen Menschen, und die fremden Länder für Wohnungen der Teufel und der unreinen Geister.

Je weniger eine Nation von der Beschaffenheit der ausländischen Sachen unterrichtet ist, desto mehr hält sie von sich selbst; ihre Eitelkeit findet in dieser Unwissenheit ihre Nahrung, und gründet auf dieselbe die thörichte Verachtung aller übrigen Völker.

IX. Cap.

Von dem Stolze, der auf der Unwissenheit überhaupt beruhet.

Selbstzufriedenheit und ungerechte Verachtung fliesset aus der Unwissenheit und dem Mangel der Kenntniß seiner selbst; der Stolz, der bey einer Nation auf der Unwissenheit überhaupt beruhet, ist darum der allzuhohe Werth, den diese Nation ihren eingeschränktesten und mangelhaftesten Kenntnissen giebt.

Man beschuldiget die Franzosen, sie bilden sich ein, daß das menschliche Geschlecht keine

andere Gesetze haben soll, als die ihrigen. Sie würden auf ihre Gesetze nicht so stolz seyn, wenn auch der grosse Haufe unter ihnen wüßte, daß man oft die Spuren des Naturrechts und des Völkerrechts in Frankreich da vermißt, wo man sie am ersten vermuthet; daß man in diesem ganzen Königreiche auf so vielen Schulen und Universitäten, wo man doch mit grosser Wichtigkeit so viele unnütze Dinge lehret, kein einziges Katheder für das Naturrecht nirgends findet; und daß folglich die Franzosen die einzige Nation sind, die zu glauben scheint, das Naturrecht tauge zu nichts. Sie würden auf ihre Gesetze nicht so stolz seyn, wenn der Ausspruch eines grossen Mannes aus ihrer eigenen Nation ihnen bekannter wäre, daß alle ihre Gesetze aus der Verwirrung der lehnsrechtlichen Anarchie entstanden, ein unförmliches und abentheuerliches Gebäude ausmachen, welches einem Haufen von ungefähr zusammengeworfenen Ruinen ähnlich sey; daß das Gesetz, welches als ein Bild der

der allgemeinen Ordnung allenthalben das nehmliche seyn sollte, allenthalben sich selbst entgegenstehe, die Bürger entzweye, anstatt sie zu vereinigen, und in einem Staate hundert verschiedene Staaten gebähre.

Das stolze England hinkt auf derselben Seite. Diese selbstzufriedene Insulaner halten ihr Landrecht oder gemeines Recht, den einzigen und nächsten Leitfaden bey den königlichen Obergerichten, für ein solches Muster der Vollkommenheit, daß schon der Kanzler Fortescue in seinem im Jahre 1469 von dem Lob desselben geschriebenen Werke es für sündlich hielt, nur daran zweifeln zu wollen. Indeß soll sich dieses Recht gröstentheils auf gewisse von jeher angenommene Maximen gründen, deren Folgen alle eine gesetzliche Kraft haben, wenn sie gleich oft widersinnig und hart sind. Aber was noch mehr ist, obschon England über vierzigtausend Juristen nährt, so soll doch nirgends eine so furcht-

furchtbare Unwissenheit der Gesetze herrschen, als eben daselbst. Schon vor dreyhundert Jahren erfoderte man zwanzig Jahre, um zu einer richtermäßigen Kenntniß des Englischen Rechts zu gelangen. Aber durch die gottlosen Bemühungen der unwürdigen Priester der Gerechtigkeit selbst, wurden die vielfältigen Vorschläge zu einem System des gemeinen Rechts, und die von dem Parlament zur Verbesserung des Justizwesens einige male ernannte Commißionen, stets fruchtlos gemacht. Im Jahr 1659. brachten es die Englischen Juristen sogar dahin, daß man sie, gegen Erlegung einer Summe von hunderttausend Pfund Sterling, in dem Besitz der gerichtlichen Mißbräuche ungestört zu lassen versprach. Auch schrieb Wilhelm Cole in eben dem Jahr einen Beweis, die Englischen Juristen seyen die grösten Spitzbuben und Betrüger der Nation.

Spanien zeuget in seinem heissen und trockenen Clima sehr feine und scharfsinnige Geister.

Allein

Allein der noch immer bey dieser Nation allzubeliebte Geschmack für das Abentheuerliche verdreht die Natur, das Urbild alles Schönen und Edeln. Aus sehr begreiflichen Ursachen sind die Wissenschaften in Spanien überhaupt noch immer in einem ziemlich betrübten Zustand. Gleichwol glaubten die Spanier lange, Gott habe mit Moses auf dem Berge Sinai Spanisch geredet, und ihnen vor allen Völkern der Erde schon lange alles entdecket, was anderswo die wissensbegierigsten Geister noch suchen. Man hat noch itzt eine unter ihren Academien, die sich den Beynamen der olympischen giebt, und eine andere, die sich die stralenschiessende Academie nennt.

Von den Exclamationen einiger Enthusiasten auf das Urtheil einer ganzen Nation, soll man freilich nicht schliessen. Doch liegt in der unzählbaren Menge Lobschriften, die des Torrubia im Jahr 1754. herausgegebenen Natur-

geschichte von Spanien vorgesetzet sind, etwas, das ein Ausdruck des Nationalcharakters der Spanier ist; so gerne ich sonst die billigen Ausnahmen zugebe. Einer dieser Lobredner, der Pater Hieronymus von Salamanca, sagt, das ungeschickteste Werkzeug zu den Ausdrücken des bey dem Anblicke dieser Naturgeschichte empfundenen Vergnügens würde er seyn, wenn er hundert Zungen hätte, wenn alle seine Glieder, wenn die geringsten Aederchen seines Körpers der Sprache der Beredsamkeit fähig wären. Er schreyt, in der Hofnung, daß ihn ganz Europa höre, den Torrubia für den gekrönten Löwen von Spanien aus, für einen neuen Gerion, einen Weisen, der die Natur ob der That ertappte; einen Riesen, der nichts als seine Naturgeschichte über sich hat. Ihm gab die Fürsehung alle Vorzüge, und was über alle Vorzüge heraus ist, sie ließ ihn in Spanien geboren werden. Glückseliges Spanien, getreue Genies unserer Nation, ihr seyd immer beständig, im-

mer

mer erleuchtet, immer unüberwindlich, ihr triumphiret immer über Unwissenheit und Irthum!

Die Chineser sind wegen ihrer Gelehrsamkeit sehr berühmt; sie sind darauf stolz, und gleichwol sehe ich, daß sie auf ihre Unwissenheit stolz sind.

Man macht sich insgemein die ausserordentlichste Begriffe von China, weil die Reisebeschreiber, die uns von den Umständen dieser Nation belehren, oft sehr grosse Liebhaber von dem Wunderbaren sind, und weil selbst dieses Wunderbare einen Schein der Wahrheit hat. Wenn man seine Augen auf die grossen und prächtigen Bibliotheken von China wirft; wenn man die erstaunende Anzahl ihrer graduirten Personen und ihrer Schulgebäude, wenn man die vielen Sternwarten und die Aufmerksamkeit dieses Volkes bey der Betrachtung des Himmels erwäget; wenn man überleget, daß die Gelehrsamkeit der einzige Weg zu Ehrenstellen

ist, daß man blos nach dem Maße seiner Wissenschaft in diesem Lande erhoben wird; daß nach den Grundgesetzen des Reiches seit einer langen Reihe von Jahrhunderten kein anderer als ein Gelehrter zu der Stelle eines Befehlshabers über Städte und Provinzen kommt, und daß alle Tribunale des Hofes ebenfalls mit Gelehrten müssen besetzt werden: wenn man diesem allem noch beyfügt, daß die Sitten und Gebräuche der Chineser bey ihren grösten Staatsveränderungen unwandelbar blieben, daß sich selbst ihre Ueberwinder denselben unterworfen, daß die Herrschaft ihrer Gesetze niemals aufgehöret, daß ihr Reich alle Reiche der Erde fallen sah, und daß es gleichsam einzig unter den Ruinen des Erdenkreises aufrecht geblieben ist; so geräth man freilich auf die Vermuthung, daß die Chineser in allen Arten des menschlichen Wissens alle Nationen der Erde übertreffen. Aber das Wunderbare fällt bey einer genauern Untersuchung, und die gepriesenste unter allen Nationen erscheint in einem demüthigenden Lichte.

Die Chineser studieren am meisten ihre Sprache, wozu schon die beträchtlichste Zeit ihres Lebens erfodert wird; sodann ihre Geschichte, ihre Gesetze, und ihre Moral. Wer in China Doctor werden will, und folglich nach einer der angesehensten Stellen im Reiche strebet, muß die Sprache auf das genaueste verstehen; er muß diese Sprache schreiben können, und dies ist sehr schwer; er muß im Stande seyn in dem besten Styl einen Discurs über die Sittenlehre, oder die Staatswissenschaft zu verfertigen. Man zeigt zudem auf den Chinesischen Academien, wie man einen artigen Bückling machen, wie man eine Schale Thee höflich geben und annehmen, wie man gehen, und den Sonnenfächer manierlich führen soll. Ein einziges ihrer Bücher über diese Art von Höflichkeit, enthält dreytausend Regeln.

Nun sagt man freylich, daß die Chineser durch die Kenntniß ihrer Sprache allein zu der

Kenntniß ihrer Sitten und Gebräuche, der Thaten ihrer Vorväter, und der Geschichte ihres Reiches gelangen; aber man vergißt dabey, wie mancher Chinesischer Gelehrter stirbt, eh er lesen kann. Man hält ihre Pedanterey in Absicht auf das bloße Ceremoniel, für äusserst wichtig; man bewundert an ihnen, daß sie vor einander niederknien, wenn sie sich einen guten Morgen, oder guten Abend sagen; weil man glaubt, daß dieses ihnen zeigen soll, wie viel Achtung sie sich selbst und andern schuldig sind, daß diese Wissenschaft des Maßes von Ehrerbietung nach allen Farbengebungen des Ranges den Hochmuth zurückhalte, die Ungleichheit unter den Menschen festsetze, und den Nacken dessen, der um ein Haar breit unter einem andern ist, zur Unterwürfigkeit gegen diesen krümme. Aber mir deucht, die Achtung eines Menschen gegen den andern liege in seinem Herzen, und nicht in einem Bückling, und man müsse ein geborner Sklave seyn, um zur Ehre der Chineser diese Sprache zu reden.

So geschickt nun immer die Chineser in den wichtigsten Wissenschaften und Künsten scheinen, so wenig sind sie es doch in der That. Sie wissen von vielem etwas, und alles unvollkommen. Die meisten Wissenschaften und Künste sind bey ihnen seit undenklichen Jahren in Uebung, aber sie bleiben immer, was sie anfangs gewesen sind. Von einigen wissen sie gar nichts.

Ihre Staatsverfassung wird allen andern in der Welt vorgezogen. Doch ist das Volk allenthalben der Raub der Spitzbuben von Stande, und oft durch die ungetreue Amtsverwaltung seiner Vorsteher und Väter in der Gefahr zu verhungern. Man macht in China, eben so wie allenthalben, die besten Gesetze, und befolget sie nicht; denn für Geld werden die grösten Misbräuche geduldet. Die Chinesische Verfassung hat auch nur in so weit mit der väterlichen Regierung einige Aehnlichkeit, als die Mandarinen, diese zärtliche Väter, ihren Kindern häu-

sige Stockschläge geben; übrigens lassen sie dieselben ganz mild im Elend verschmachten, aus Furcht, die Bevölkerung nehme zu sehr überhand. So gelehrt sind die Chineser in der Staatswissenschaft, daß sie keinen Begrif von irgend einer Regierungsform haben, als nur von der despotischen, und daß man ihnen nicht beybringen kann, wie auch eine Republik möglich sey. Ihre bürgerlichen Gesetze sind oft den natürlichsten und wichtigsten Pflichten gradezu entgegen. So fürtreflich mild und so gutherzig immer diese gepriesene Regierungsform in der Theorie scheint, so wird doch in keinem Lande das Volk von den Grossen mehr bestolen.

Die Sittenlehre der Chineser erhebt man in den Himmel; da doch ihre ganze Absicht scheint, die Herzen des Volkes einem Despoten unterwürfig zu machen, und folglich die Sittenlehre offenbar unter die Staatskunst zu erniedrigen. Dieses Verfahren der Chinesischen Gesetz-

geber

geber hat die Tugend gleichgültig gemacht, und durch ihre Begierde, die Unterwürfigkeit einzuführen, ward den Gemüthern die Falschheit eingepflanzt. Ein verschmitzteres und zu allen Kunstgriffen geneigteres Volk findet sich nicht unter der Sonne; so sehr mangelt ihm die naive Aufrichtigkeit und betruglose Einfalt, die in der guten Moral empfohlen wird. Freylich sind die Chineser die grösten Ehrbarkeitspedanten. Denn nicht nur entfernen sich die Weiber bey allen sichtbaren Gelegenheiten von den Männern; selbst bey Begräbnissen nimmt man sich äusserst in acht, daß ja nicht der Leichnam einer Mannsperson allzunahe an dem Leichnam einer Weibsperson liege. Aber wer weis nicht, daß die Ehrbarkeitspedanterey allen Lastern Raum giebt, und daß man da keiner Tugend bedarf, wo die Ehrbarkeit für Tugend gilt.

Mich wundert endlich nicht, daß sich die Chineser die geilsten Ausschweifungen erlauben;

daß sie ihre Kinder ohne Barmherzigkeit auf den Strassen aussetzen; daß sie die Hebammen miethen, ihre Mädchen gleich nach der Geburt sachte in einem Waschzober zu ersäufen, wenn ihnen ihre Anzahl zu kostbar wird. Denn warum sollten sie ihm Ernste an die Tugend glauben, da so viele unter ihnen die Unsterblichkeit der Seele läugnen; da sie die Natur für unermeßlich und unendlich, und ihre Bewegungen für unaufhaltsam und unerschaffen halten; da sie aus der ununterbrochenen Entwickelung derselben alle Seelen und alle Körper herleiten, und ihre Fortdauer aus demjenigen, was jedes besondere Wesen von der allgemeinen Substanz erhaschet; da sie, mit einem Worte, baare Atheisten sind?

Um die Physik bekümmern sie sich sehr wenig, und sie sind nicht im Stande, von irgend einer Naturbegebenheit vernünftig zu urtheilen. Ihre Astronomie ist sehr alt, sie sollen dieselbe seit viertausend Jahren studieren, aber vor der Ankunft

kunft der Jesuiten waren sie doch nicht fähig, einen richtigen Kalender zu verfertigen. Mit der Astronomie beschäftiget sich das Tribunal der Mathematiker, das aus einem Präsident, zween Beysitzern, und vielen untergeordneten Mandarinen bestehet. Diese sind die Verfasser des kayserlichen Kalenders, und durch sie erfährt man, welche Tage und welche Stunden glücklich oder unglücklich sind. Ihr wichtigstes Geschäft ist, alle Finsternisse vorher zu sagen. Von diesen übergeben sie die Ausrechnungen dem Kayser, der sie dem Tribunal der Gebräuche überschickt, und von welchem sie in allen Provinzen des Reiches ausgetheilt werden, damit man die in solchen Fällen üblichen Ceremonien allenthalben befolge. Die Ceremonien sind sehr wichtig, denn sie bestehen darinn, daß man während der Finsterniß allenthalben trommelt, indeß da das Volk von allen Seiten lermt und schreyt, um durch dieses grosse Geräusch den Drachen zu verjagen, der die Sonne oder den Mond verschlingen will.

In der Arzneykunst sollen die Chineser Wunderdinge verrichten, und wirklich sind sie von dieser Seite nicht kleinere Genies als diejenigen Europäischen Aerzte, die das Publicum gerne bereden möchten, sie jagen den Tod mit einer einzigen Pille in die Flucht. Doch ist die Zergliederungskunst ihnen völlig unbekannt; von dem Nutzen und dem Gebrauche der verschiedenen Theile des Körpers haben sie die erbärmlichsten Begriffe; folglich wissen sie auch nichts von den nächsten Ursachen der Krankheiten, welche doch allemal die sicherste Grundlage der Anzeigen zu ihrer Heilung sind. In Absicht auf die Lehre von der Bedeutung der Pulsschläge, glaubt man sie durch das ausserordentlichste Licht erleuchtet. Unsern Harnpropheten gleich, erkundigen sie sich heimlich sehr genau um die Umstände des Kranken, eh sie grade heraus sagen, was diese oder jene Gattung der Pulsschläge bedeutet; und wenn die vorhergesagten Uebel nicht erfolgen, so wissen sie dem Kranken, zur

Ehre

Ehre ihrer Vorhersagungskunst, zu denselben zu verhelfen. Sehr bestimmt sind die Lehrsätze dieser Kunst. Ist der Puls hart, so sind die Nieren krank; hat er eine Aehnlichkeit mit dem Schnabelhacken eines Vogels, so wird der Kranke den folgenden Morgen zwischen zehn und eilf Uhr sterben. Die ganze Arzneywissenschaft der Chineser bestehet in dieser Geschicklichkeit aus den Pulsen zu lügen, und in der Kenntniß einiger einfacher Arzneyen, die der Sohn von dem Vater erbt, und die natürlicher Weise in den Händen solcher Narren alle ohne Ausnahme Specifica sind.

Ihre Kriegswissenschaft läßt sich schon daraus beurtheilen, daß sich bey ihren Armeen immer ein Mann mit dem langen Rock befindet, das ist, ein Gelehrter. Von diesem hangen alle Generalen ab. Wenn die Armee marschiert, bleibt der Mann mit dem langen Rock mitten drinn. Aber wenn es zum Treffen kommt,

nimmt er flugs seine Stellung eine Tagreise hinter ihrem Rücken; damit er einerseits noch nahe genug sey, der Armee seine Befehle zu ertheilen, und anderseits im Nothfall der erste auf der Flucht.

Man rühmt an den Chinesern den Geist der Erfindung in den Künsten. Indeß bringt kein Chinesischer Künstler eine gute Flinte zu Stande, denn vor wenig Jahren hatten sie noch Musqueten mit Lunten, und kannten die Feuersteine nicht. Sie haben noch nicht lernen können, eine verrückte Uhr zurecht zu bringen; sie ist gestorben, sagen sie, und tauschen sie gegen eine lebendige aus. Sie meinen, sie haben die Musik erfunden, und zur Vollkommenheit gebracht; sie ist aber so schlecht, daß sie den Namen der Musik nicht verdient, und soll noch schlechter seyn als die Französische. Ihre Malerey ist lebhaft in den Farben, übrigens steif, geistlos, und läppisch; sie verdrehen ihre eigene Gesichter, und

geben

geben sich selbst die fratzenhaftesten Gestalten, da sie doch, ihre Bäuche ausgenommen, ganz erträglich aussehen. Die Europäische Manier ist ihnen durchaus verhaßt. Man hatte die gröste Mühe, ihre Baumeister die vormalige Kirche der Jesuiten in dem kayserlichen Pallaste von Peking nach dem Modell verfertigen zu machen, das aus Europa gekommen war. Sie sehen den Bau der Europäischen Schiffe mit Erstaunung an, und halten es für einen Schimpf, wenn man ihnen vorschlägt, denselben nachzuahmen. Ihre Gedichte sind äusserst phlegmatisch, ohne Rührung für die Einbildungskraft, ohne Wirkung auf die Leidenschaften. Sie sollen die Schauspielkunst erfunden haben, aber auch da sind sie bey dem ersten Schritte geblieben. Die Verachtung gegen andere Völker ist bey den Chinesern so groß, daß sie von den Europäern auch nicht die offenbar nützlichen Erfindungen annehmen wollen. Sie liessen bey dem Brande in Canton einen grossen Theil der Stadt im Feuer

auf-

aufgehen, aus Furcht, die herbeygelaufenen Engländer von Ansons Escadre möchten löschen.

Aber die Chineser sollen hingegen vor viertausend Jahren, da wir noch nicht lesen und schreiben konnten, alle Künste von einem wesentlichen Nutzen verstanden haben, auf welche die Europäer itzt so groß thun. Nur hat man vergessen uns zu belehren, was für Künste von einem wesentlichen Nutzen unter den Chinesern blühten, als sie weder jagen, noch fischen, noch sich nähren, noch sich kleiden und beherbergen konnten; denn nicht nur unter der vorgeblichen Regierung des Kaysers Fohi wußten sie, nach ihrem eigenen Geständnis, von diesem allem noch nichts, sondern sie waren selbst noch tausend Jahre nachwärts ordentliche Wilde, als die Egypter sie schreiben lehrten, und ihnen ihre Sitten und Gesetze überbrachten. Man antwortet hierauf: disputirt so lange ihr wollt über die vierzehen Kayser, die vor dem Fohi regier-

ten; euer schönes Gezänke wird doch allemal durch den Beweis enden, daß China damals sehr bevölkert war, und daß die Gesetze im Lande herrschten. Nun sagen selbst die Jahrbücher dieser nunmehr durch den Unterkönig Nien Hy Jao ganz für fabelhaft erklärten Zeiten von China, daß das Leben der damaligen Menschen von dem Leben der Thiere nicht unterschieden war; daß sie in den Wäldern herumirrten; daß die Weiber gemein waren; daß man weiter auf nichts als auf essen und schlafen dachte; daß man die Federn und das Haar der Thiere aß, und ihr Blut trank; daß man sich mit rohen Fellen bedeckte; und daß erst Fohi sie fischen und jagen lehrte. Dem ungeachtet erhärtet man, die Chineser sollen geschrieben haben, eh sie noch wußten, wie man Brodt macht, und die Geschichte dieser glänzenden Jahrhunderte sey durch Gelehrte aus jener wilden Zeit bis zu uns gekommen.

Was

Was mir aber die Chineser am verächtlich- sten macht, ist der unter ihnen herrschende Aber- glaube, der allemal einen baaren Dummkopf anzeigt, wo ihn die Religion nicht erheischt. Tching Tsong, der dritte Kayser der neunzehn- ten Dynastie, hat sein Andenken vorzüglich durch den unter seiner Regierung begünstigten Glau- ben an alle nur erdenkliche Alfanzereyen gebrand- markt. Die Köpfe der Chineser sind nicht die einzigen, in welchen man den Aberglauben mit der Atheisterey gepaart sieht.

Böse Geister sind für die Chineser die Ur- sachen der gemeinsten Begebenheiten. Sie zie- hen eine Art von Loos, damit sie wissen, ob sie eine Reise unternehmen, ob sie kaufen oder ver- kaufen, ob sie ihre Kinder verheyrathen sollen. Sie geben sich die äusserste Mühe, die unschäd- lichste Stellung eines Hauses zu finden, den Ort, wo sie eine Thüre öfnen sollen, den Tag, an welchem sich am besten ein Ofen bauen läßt,

und

und einen Hügel oder Berg zu wählen, wo man am bequemsten begraben liegt. Wenn jemand an Witz und Gaben andere übertrift, wenn er geschwind Mandarin wird, wenn er in der Handlung glücklich ist, so liegt die Ursach nicht in ihm; er hat zum Begräbniß seiner Voreltern einen bequemen Ort erwählet.

Die Herrschaft der Betrüger über schwache Köpfe ist nirgends grösser als in China, nirgends werden Wahrsager und Sterndeuter höher geachtet. Die Marktplätze und Strassen sind allenthalben mit solchen Leuten angefüllt, wo sie in offenen Laden ihre Tabellen aufhängen. Fast nichts wird verrichtet, ohne vorerst dieselben um Rath zu fragen; ihre lügenhaftesten Aussagen tragen in den Augen ihrer Bewunderer das Gepräge der Wahrheit. Ein Chineser, der sich von einem Wahrsager weis machen lassen, er könne keine Kinder zeugen, wird seine Frau so oft für eine Ehebrecherinn halten, als sie ihm ein

ein Kind gebiert, das er gezeuget hat; lieber wird er dieser Einbildung zufolge das Leben seiner ehrlichen Frau verbittern, lieber das unglückliche Gefühl einer eingebildeten Hahnreyschaft in seinem Kopfe nähren, als zu vernünftiger Prüfung der Sache seine Frau nicht nothzüchtigen.

In dem Kalender, der alljährlich auf Gutheissung des Kaysers von dem Tribunal der Mathematiker herausgegeben wird, findet man ausser einigen astronomischen Berechnungen die Tage und Stunden, welche glücklich oder unglücklich sind; die Tage, an welchen gut aderlassen ist; die glückliche Minute, in welcher sich am besten eine Gnade von dem Kayser ausbitten läßt; die Stunden, in welchen man die Todten ehren, opfern, heurathen, bauen, Freunde zu sich bitten, und überhaupt alle öffentliche und besondere Geschäfte verrichten muß. Dieser Kalender ist in allen Händen, er ist für unzählige

Haus-

Haushaltungen der Inbegriff alles ihres Wissens, und für ganz China ein Orakel.

Bey allen diesen wichtigen Mängeln, bey dieser klaren Unwissenheit, ist dennoch auf der Erde kein Volk, dessen Stolz grösser sey, als der Stolz der Chineser. Nach ihrer Meinung übertreffen ihre Eigenschaften und ihre Kenntnisse alles, was sich von Menschen fodern läßt. Für ihre Sitten und Grundsätze äusserst eingenommen, begreifen sie nicht, wie etwas recht und wahr seyn könne, das sie nicht thun, oder ihre Gelehrte nicht wissen.

So werden die mangelhaftesten Kenntnisse eine Quelle des Stolzes bey einer Nation, die an sich selbst nichts mangelhaftes sieht, und an andern nichts gutes; die sich allein für sehend hält, und alle übrige Völker für blind.

X. Cap.

Betrachtungen

über einige Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf eingebildete Vorzüge beziehet.

Nach Terra del Fuogo und so weiter zum Teufel wünschet jeder Philosoph aller andern Menschen Vorurtheile, nur nicht seine eigene. Indeß können und müssen Vorurtheile in so fern unter den Menschen statt finden, als sie nützlich sind.

Aller.

Allerdings giebt es einen Nationalstolz, der von baaren Vorurtheilen abhangend, gleichwohl seinen grossen politischen Nutzen hat. Die Eigenliebe treibt in einer Nation Hofnung und Furcht heraus, diese verwahret sie vor Lastern, jene neigt sie zum Eigennutz und zur Arbeitsamkeit. Aus der Eigenliebe entstehen ferner die Eitelkeit, aus dieser die Begierde aus seinem Stande zu steigen, die Liebe zum Aufwand, die Nacheiferung, die Künste, die Moden, die gute Lebensart, und der Geschmack. Hochmuth und Eitelkeit sind darum in den Händen der Politik oft ungemein nützliche Thorheiten, weil sie mit uns geboren werden, nur mit uns sterben, niemals ermatten, und vollends die Farbe der Tugend annehmen.

Die Liebe des Vaterlandes ist freilich in vielen Fällen mehr nichts als die Liebe eines Esels für seinen Stall. Aber nach einer weiten Reise durch Asien, Africa, und dem gröſten Theil von

Europa, fand doch die reizende Lády Worthley Montaigue nur den ehrlichen Englischen Landjunker glücklich, bey dem es keine Frage ist, ob Märzbier nicht vortreflicher sey als die Griechischen Weine; welcher glaubt, daß die Africanischen Früchte keine so schöne hochgelbe Farbe haben, als seine Maulbeeräpfel; daß Italiens Becca figuas nicht so wohl schmecken, als ein Rinderbraten; und kurz, daß es keinen vollkommenen Genuß dieses Lebens ausser Altengland gebe.

Man siehet immer mit Vergnügen ein Volk sich selber lieben, seine Mitbürger erheben, seine eigenen Waaren den fremden vorziehen, seine Schriftsteller hochachten, von sich und den seinigen die beste Meinung hegen, und durch dieses so glücklich seyn, als man es irgend in der Einbildung, oder in der Wirklichkeit seyn kann; denn beydes ist gleich. Lasset darum unsere Philosophie es immer für übertriebene, und von

der Erziehung herrührende Vorurtheile halten, wenn ein Mohr glaubt, daß seine Landschaft die schönste in der Welt sey, und daß Gott sich die Mühe gegeben, Aethiopien selber zu erschaffen, indeß da er die andern Theile der Erde durch seine Engel machen ließ; wenn ein Lapländer das irdische Paradies in dem Norwegischen Schnee sucht; und wenn ein Schweitzer, wie der scharfsinnige Doctor Smollet in der Geschichte seiner Reisen sagt, die kahlen Berge bey Solothurn den fruchtbaren Ebenen der Lombardie vorzieht. Lasset uns doch andern vergönnen, ihr Vaterland immer mit parteyischen Augen zu betrachten. Lasset sie, wie die Bauern um San Marino, glauben, wenn es in der Welt wirklich rechtschaffene Leute gäbe, daß sie diese Leute wären. Lasset sie den kleinen Cirkel, der ihren Gesichtskreis ausmacht, für das Maß aller möglichen Ausdehnung halten, und den weisen Gesetzgeber dafür besorgt seyn, da noch immer grenzenlose Weiten zu sehen, wo sie glauben, daß al-

les ein Ende hat. Die Genügsamkeit macht glückliche Hausväter, glückliche Bürger, und glückliche Unterthanen, bey nichts als Käse, Milch und Rockenbrodt.

Dies ist, was ich zum Vortheil des Stolzes sagen kann, der sich auf eingebildete Vorzüge beziehet. Es wäre eine grosse Entschuldigung für diesen Stolz; und die ihm anhangende Verachtung, wenn man immer mit Recht sagen könnte, die Verachtung vermindere den Haß. Sie vermindert freilich den Neid, der eine Traurigkeit bey dem Anblick von eines andern Glück ist; wer einen Reichen wegen seinem Reichthum beneidet, vermindert seinen Neid, wenn er mit Augen sieht, daß dieser Reiche ein Narr ist; wer einen Gelehrten wegen seinem Wissen beneidet, vermindert seinen Neid, wenn er sich selbst beredet, er denke über nichts in der Welt so dumm, als dieser Gelehrte. Der Haß ist der Wunsch für eines andern Unglück. Man hasset einen

einen Feind nach Maßgebung des Schadens, den man von ihm fürchtet; er kann unendlich verächtlich seyn, aber groß seine Macht; wir hören erst denn auf, ihn zu hassen, wenn diese Macht auf unser Glück weiter keinen Einfluß hat.

Auch bey ganzen Völkern vermindert die Verachtung den Haß nicht. Die Griechen hegten für die Perser so viel Haß, als Verachtung. Der Pöbel unter den Christen siehet in den Juden ohne Ausnahme ein Volk, todt für Tugend und Wolwollen, in Geitz, Betrug, und Schinderey versunken; und er hält es sogar beynahe für einen Religionspunkt, und ein verdienstliches Werk, die Juden zu verfolgen; also haßt sie unser Pöbel nicht minder, weil er sie verachtet. Kein Volk auf der Erde verachtet und hasset zugleich ein anderes Volk mehr, als die Engländer die Franzosen; jeder Fremder sogar, der in London nicht Englisch gekleidet geht, ist immer

in der Gefahr mit Koth geschmissen zu werden, weil man ihn für einen Franzosen hält. Aber auch in tausend Denkmalen haben die Franzosen diese Verachtung den Engländern erwiedert. Auf ihre übrige Gesinnungen gegen die Britten kann man ohne Ausnahme aus allen Französischen Erzählungen von den Kriegsverrichtungen ihrer muthigen Nebenbuhler schliessen; und sogar aus dem Jûmonville des Herrn Thomas, einem durch die Rache und den Nationalhaß belebten Heldengedichte eines der schönsten Genies und der rechtschaffensten Männer von Frankreich, der aus dem feuren von einer Verschanzung und dem zufälligen Tode von etwa acht Franzosen einen Lerm macht, als wenn es eine Bartholomâinacht wäre. Eben so hassen die Franzosen und die Spanier einander nicht weniger, weil sie sich wechselweise verachten. In dem Feldzuge von 1746. haben in Italien diese verbündete Nationen bey vielen Gelegenheiten, zum Nachtheil des Kriegsdienstes, die stärkste Erbit-

terung gegen einander gezeigt; bey Hospitaletta griff sogar am hellen Mittage ein Regiment Spanischer Reuterey ein Regiment Französischer Reuter an, indem ihre Lager nur durch die Landstrasse von einander abgesondert waren.

Der Haß einer Nation ist gegen fremde Völker oft zum grösten Nachtheil dieser Nation allgemein, wenn ihre Verachtung gegen alle Völker allgemein ist. In England selbst wird die unnatürliche Antipathie der Britten gegen alle Fremde als eines der grösten und unklügsten Hindernisse angegeben, die unermeßlichen Besitze dieser Nation in America zu bevölkern, und dadurch die Handlung recht blühend und dauerhaft zu machen.

Weit gefährlichere Folgen hat die Verachtung, die sich auf den Religionsstolz gründet. Wer sich einbildet, daß man unmöglich ein rechtschaffener Mann seyn könne, wenn man

nicht alles glaubt, was er glaubt; wer alle diejenigen verdammt, die über Religionssachen nicht denken, wie er, wird natürlicher Weise ein Feind des grösten Theiles der Menschen. Die unvermeidliche Folge der Vorurtheile für die Untrüglichkeit seiner Kirche, ist die Intoleranz; und diese zeuget hinwieder das zahlreiche Ungeziefer giftiger Vorurtheile, die jedem mit dem Fliegennetz der Philosophie nicht gesicherten Menschen wie die Mücken in heissen Ländern bey Myriaden um die Ohren summsen, um ihn mit ihren Stacheln zu quälen. So lange man hoft, daß die ganze Welt sich doch zuletzt zu einem einzigen Lehrbegriffe werde bekennen müssen, so lange hält man sich auch für schuldig und verbunden, das grosse Werk der Bekehrung zu befördern. Darum läßt man Irrende nicht gerne im Frieden leben; darum ist ein Heiliger, der sich einbildet, er wohne unter Verdammten, immer bereit, dem Teufel in seinem Handwerk vorzugreifen; darum wird das

Evan-

Evangelium des Gottes des Friedens durch verfolgende und blutgierige Priester, Dragoner, Räder und Galeeren gepredigt.

Diese Gesinnungen haben zu allen Zeiten die Gemüther entbrannt. Die Eifertheologen wurden die ersten Urheber aller Ketzereyen, und brachten desto mehr Ketzer durch ihr Eifern hervor, je blindere und zuversichtlichere Eiferer sie waren. Mönche nahmen das Meßbuch in die eine, und die Kriegsfahne in die andere Hand; ganze Heere mit weissen Kreutzen bezeichneter Strassenräuber verkauften ihre Güter, um die Güter der Ungläubigen zu plündern; verliessen ihre Weiber, um die Ehweiber anderer zu schänden; und drängten sich hinter ihren Mönchen her, um mit Mordblut besudelt, in andern Himmelsgegenden, und in einem heiligern Boden sich verscharren zu lassen. Die Kreutzzüge haben zwo Millionen streitbarer Männer gekostet, und sie bezogen sich grade auf die Lehre des Korans;

der

der den Krieg eine Aufopferung seiner selbst und seiner Güter, zu Ueberwindung und Bezwingung der Ungläubigen, und zu Befestigung und Ausbreitung der wahren Religion nennt; der die Türken beredet, daß diejenigen nicht gestorben seyen, die im Religionskriege umkommen; daß die Gottheit das Blut liebe, welches sie für die Religion vergiessen, wenn es auch nur ein Tropfen wäre; und daß seine Grenzen gegen die Ungläubigen eine Nacht zu vertheidigen, dem Herrn angenehmer sey, als eine Faste von zween Monaten.

Der Hochmuth allein kennet keine Toleranz. Dieser bringt die Gemüther auf, indem er sie zwingen will, zu denken wie er; und er ist die wahre Quelle des Religionseifers, dieser stolzen Begierde über die Gemüther zu herrschen. Man hat angemerket, daß in gewöhnlichen Zänkereyen der Eigensinn und die Hartnäckigkeit niemals aufs höchste steigen, weil jeder fühlt, daß er sich

betrie-

betriegen kann; da hingegen in Religionszänkereyen jeder für gewiß glaubt, seine Meinung sey die wahre, und darum sich wider diejenigen erzürnt, die anstatt ihre Meinung zu ändern, ihn zwingen wollen, seine zu ändern. Hochmuth, und Verfolgungsgeist gebähren darum auch gegen Confeßionsverwandte die harte und argwöhnische Polemik, das inquisitionsmäßige Verfahren, nach welchem in der Theologie nicht mehr gedacht, sondern nur nachgesprochen werden soll, nach welchem Wahrheit und Freyheit, und Wissenschaft, durch jene berüchtigte Eiferer unter den heutigen protestantischen Zorntheologen endlich verloren gienge, wenn man ihnen nicht zuweilen die Köpfe mit einer Lauge waschen würde, die beitzend ist.

Der Religionsstolz allein giebt seinen Glauben zum Gesetze, leiht dem obersten Wesen seine eigene rasende Denkungsart, und macht sein System zur Sache Gottes. Fehlt es an Grün-

den

den oder an Lunge, so nimmt der Hochmuth, der Neid, die Habsucht, der Ehrgeitz, und der Menschenhaß die Larve der Schwärmerey vor das Gesicht: und übet im Namen des Herrn teuflische Rache aus. Daher läßt sich die Aufgeblasenheit, die Hitze, die Gewaltthätigkeit, die grausame Erbitterung der Griechischen Sectirer erklären, die sich für beflecket hielten, wenn sie mit einem Ketzer sprachen, oder mit ihm unter demselben Dache wohnten; die auch darum die Unterthanen der Griechischen Kayser glauben machten, daß Fürsten, die nach ihrem Wahne wider Gott rebellirten, durch die Fürsehung nicht können zu ihren Kaysern gewählet seyn. Daher empfahlen so viele Diener des Gottes des Friedens dem weltlichen Richter in Glaubenssachen einen tyrannischen Zwang, und eine unbiegsame Härte. Darum strahlten noch neulich die menschenfeindlichsten Grundsätze in vollem Glanze der Dummheit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, aus den Hirtenbriefen des Apostels von Cracau.

Seit-

Seitdem jenes sanfte unsichtbare Reich einer andern Welt der heftigste sichtbare Despotismus in dieser Welt ward, machte die durch Priesterhände entweihte christliche Religion die Menschen hart, grimmig, unbarmherzig, und grausam. Sie gab ihnen Schwert und Feuer in die Hand. Sie trieb die Fürsten an, diese Welt in eine Hölle zu verwandeln, und im Namen eines gütigen Gottes die zu martern und zu quälen, die sie lieben und bedauern sollten. Aber unser Heiland hat uns einen Glauben nicht gelehret, der ausschliessend und tyrannisch ist, blutgierig und verfolgend macht, und dem zufolge die lieben Herren Jesuiten (diese Janitscharen des heiligen Stuhles, wie sie Pabst Benedict der vierzehnte nannte) Gott so oft gefallen wollten, wenn sie aus vollem Halse schrien, daß man keines Ketzers schone. Nicht um der Religion Jesu willen haben die Spanier America unterjochet; ob sie gleich unter diesem Vorwand ein Land entvölkert, das so groß ist wie

Europa, und zwölf bis fünfzehn Millionen Menschen getödtet, die ihnen weiter kein Leid gethan, als daß sie Gold besassen, welches sie ihnen nicht einmal verweigerten. Obgleich aus der inbrünstigsten Andacht jeder Spanier dreyzehn von jenen wolthätigen Americanern aufhenkte, die ihnen eines Tages Lebensmittel brachten, und dieses zur Ehre unsers Herrn und seiner zwölf Apostel.

Der Religionsstolz ist die Ursach der theologischen Wuth, mit welcher Christen von allen Secten für die Lehre ihrer Kirche eifern, dieselben mit Ungestümm vertheidigen, ein Freudengeschrey erheben, wenn Irrende oder anders Denkende widerlegt, oder gar zum Widerruf bewegt werden; nach solchen abgelegten lauten Zeugnissen dünken sie sich ächte und eifrige Christen zu seyn. Aber ein grosser Geist unserer Zeit, Herr Stadtprediger Resewitz in Coppenhagen, fragt: ob sie denn eben den Ernst gegen die

Sün-

Sünden beweisen, die uns das Evangelium untersagt, als gegen die Irthümer, die wider dasselbe streiten? Ob man es nicht vielmehr oft sehe, daß sie bey andern Gelegenheiten, wenn es nur nicht aufs Disputiren ankömmt, gegen das wichtigste im Christenthum gleichgültig sind? Ob sie nicht ruhig zuschauen, oder die Augen mit Fleiß verschliessen, wenn sie Zeugen grosser Ungerechtigkeiten sind; wenn die Lehre Jesu durch den Wandel der Christen mehr geschändet wird, als durch den irrigen Vortrag? ob sie nicht wohl selbst mit eben der Hitze das Ziel ihrer bösen Begierden verfolgen, als sie eifrig sind in Verfolgung irriger Meinungen?

Wer dieser Dogmatik zufolge in Italien die Gesetze der Kirche in Kleinigkeiten übertritt, wird weit strafbarer angesehen, als der die schrecklichsten Verbrechen wider die Natur und Sitten begangen hat. Ein Mörder und Ehebrecher wird leichter Vergebung von der Kirche

erhalten, er wird eher in der menschlichen Gesellschaft gelitten, und man thut mit ihm eben so sanft und leise, als eine Nonne mit ihrem Gewissen, wenn sie an die Sünden ihrer Finger denkt. Wer sich aber untersteht ohne besondere Erlaubnis Sonnabends eine Taube zu essen, der wird als ein Ungeheuer verlassen, und von jedermann verabscheuet; weil man ihn beynahe für einen Ketzer ansieht, und unter allen Italiänischen Sünden die Ketzerey für die abscheulichste hält.

Die Verachtung und der Haß der gegenseitigen Religionen unter den Christen ist aber auch mehrentheils eine Folge der Dummheit, die aus einer schlechten Auferziehung fließt. Man lehrt die christliche Jugend verdammen, was sie in reifern Jahren entschuldigen soll; man pflanzt in ihre zarten Herzen die giftigen Saamen der Abneigung, der Zwietracht, der Verabscheuung, und heißt sie in den Schulen diejenigen als Abgötter

götter aushunzen, oder als Ketzer vermaledeyen, die sie im Alter des Verstandes als Mitchristen und Brüder umarmen. Je mehr der gesunde Geschmack an dem wesentlichen der christlichen Religion überhand nimmt, je mehr begreift man, wie unaussprechlich albern und pöbelhaft die Vorurtheile sind, die bey allen armseligen Köpfen unter den Protestanten wider die Mitglieder der Römischen Kirche, und bey allen armseligen Köpfen in der Römischen Kirche wider die Protestanten wüten. Der Pöbel unter uns ist gewohnt, ordentlich zu erstaunen, wenn er von dem edeln Verfahren eines Catholiken gegen einen Protestanten hört; wenn er sieht, daß zwischen ihnen und uns die gröste Hochachtung, die zärtlichste Freundschaft, und der aufrichtigste Diensteifer Platz hat. Der Pöbel in Toulouse glaubt, daß es die gewöhnliche Jurisprudenz der Reformirten sey, jeden unter ihnen, der zur Römischen Kirche übertritt, zu erwürgen; nach dieser Voraussetzung ließ vor einigen

Jahren das Parlament in Toulouse den alten unschuldigen Calas nur darum rädern, weil er ein Reformirter war, und weil sein schwermüthiger Sohn sich selbst erhenkt hat, ohne an eine Abänderung seiner Religion zu denken. Man muß im Alter des Verstandes nicht glücklich vergessen haben, was man so sehr oft ohne Bedingung in der Jugend nachgaxen lernt, um nicht einzusehen, daß man seiner Religion getreu seyn kann, ohne sich eben zu verwundern, daß andere der ihrigen auch getreu sind; daß nichts die Gemüther so sehr vereiniget, als wenn jeder frey ist zu denken, was er will; daß in einer Welt, wo Irthum und nicht Wahrheit der Erbtheil des grossen Haufens ist, Gott unsere Herzen richten wird, und nicht unsern Verstand; daß wir beyderseits Kinder eines Vaters, und alle Erben seiner Verheissungen sind, wenn wir glauben was wir können, und leben wie er es verlangt; und daß die Tugend mit dem Rosenkranze in der Hand eben so liebenswürdig ist,

als

als die Tugend dessen, der Jahr aus Jahr ein Fleisch speiset.

Lasset uns noch einige Blicke auf die übrigen Nationaleinbildungen werfen. Die Menschen könnten sehr oft frey seyn, wenn sie es nur seyn wollten, aber sie legen sich selbst Fesseln an, thun dennoch auf ihre Freyheit groß, und werden lächerlich. Die Verfassung eines Landes oder einer Stadt kann frey seyn und bleiben, ohne daß es die Gemüther sind. Wer in einer Republik nur allein nach Maßgebung seines Eigennutzes handelt; nur frey redet, wo er sieht, daß dieses ihm oder seinen Kindern nicht schaden kann; der ist eben darum sehr oft wider Wissen und Gewissen, Eyd und Pflicht, ein Sklave. Uebermäßig sollten auch deswegen die Patrioten in einer republikanischen Stadt mit der Freyheit nicht prahlen, zumal wenn die meisten unter ihnen gleich einer halben Million toller Katzen einem Fremden auf den Rücken

gesprungen wären, weil er öffentlich gezeiget hat, daß in wissenschaftlichen Dingen eines Bürgermeisters Sohn sich irren kann.

Der stolze Wahn von eingebildeter oder ganz einseitiger Tapferkeit, Macht, und Ansehen, ist bey einer Nation die Ursach der erstaunenden Verkehrtheit aller ihrer Begriffe in Absicht auf alle andere Völker, und bey ihren Geschichtschreibern eine unerschöpfliche Quelle patriotischer Lügen. Wenige Verfasser dieser Art verwahren sich genugsam wider die Eigenliebe, die uns die Vortheile und die guten Erfolge unserer Nation durch ein Vergrösserungsglas zeigt, und alle von andern Nationen über sie erhaltene Vortheile im Kleinen.

Von der Unwissenheit der ausländischen Sachen abhangend, beraubet der Stolz ein Volk aller Vortheile, die aus der Bekanntschaft mit den Einsichten und Kenntnissen anderer Völker

fliessen.

fliessen. Es heftet seine Augen starr und gedankenlos an den Boden, auf den es tritt, es panzert sich mit undurchdringlichen Vorurtheilen wider alle nützliche Neuigkeiten, und bleibt eben dadurch in Ewigkeit in jenen politischen Aberglauben eingekerkert, der auf eine unüberwindliche Weise an dem klebet, was nur das kahle Verdienst des Alters hat, und das gute verbannet das noch nicht geschehen ist.

Der grade Weg zur Unwissenheit ist der auf die Unwissenheit überhaupt sich beziehende Stolz. Nichts kann mehr wissenswürdig seyn, sobald man alles nützliche zu wissen glaubt; Wissenschaften und Künste bleiben bey einer Nation was sie sind, wenn sie sich einbildet, sie seyen was sie werden können. Dieser thörichte Eigendünkel hemmet den Fortgang der Erkenntnis auch bey solchen Nationen, die ausnehmend gut organisirt sind. Die Franzosen haben die Meinungen des Descartes noch vertheidigt, da

seine Wirbel, seine Elemente, seine Theorie des Lichtes, und sein Roman von dem Menschen, vorlängst widerlegt waren. Eben so lange als vor der anziehenden Kraft, und der Spaltung der Strahlen, schloß der Nationalstolz ihre Augen vor dem Kreislauf, und der Einpfropfung der Blattern. Sie hätten die Wirbel des Descartes nicht vertheidigt, wenn sie nicht die üble Gewohnheit hätten, alles was französisch ist, über alles fremde zu erheben.

Doch wir leben in der Dämmerung einer grossen Revolution, in den Tagen einer zweiten Scheidung von Licht und Finsterniß. Man bemerket in Europa gleichsam einen zweiten Aufstand zum besten des gesunden Denkens. Die Wolken des Irthums und der Furcht zerstreuen sich, des langen Zwanges müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlornen Rechten der Vernunft und der Freyheit wieder Besitz zu nehmen. Das allenthal-

den verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philosophische Geist, die daher rührende grössere Kenntniß des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart, und kurzweg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeuget eine Dreistigk it im Denken, die oft in eine strafbare Frechheit ausartet, manchem sein kleines Maß von Freyheit, manchem sein ganzes zeitliches Glück, und hie und da einen Kopf kosten wird; auch leider schon itzt die Sophistik des Misverstandes und der Misdeutung zur gegenseitigen Logik der Zeit macht; aber mit der politischen Klugheit und der pflichtmäßigen Unterwürfigkeit gegen die Landesgesetze verbunden, unserm Weltalter grosse Verbesserungen und der Barbarey den Todesstich verspricht. Das Brauchbare in den Wissenschaften ist nicht mehr ein Arcanum in der Hand einiger Pedanten. Die Denker unter allen Nationen streuen ihre Einsichten in der Landessprache aus; man verstehet itzt die Kunst die abgezogensten Wahrheiten sinn-

lich zu machen; über alle grosse Angelegenheiten der Menschen treten Bücher an das Licht, die rührend für das Herz sind, und einleuchtend für den Verstand. Alles wird durchgebeutelt, alles ist in der Gährung, alles verkündiget eine Reformation in der Philosophie des gemeinen Lebens, die sich hie und da mit langsamen Schritten zeigt, aber auch zuweilen wie die entwölkte Sonne auf einmal alle Schatten verdrängt. In Wien sogar, und in dem ganzen catholischen Deutschland, wagt sich der philosophische Geist immer kühner hervor. Man sieht ihn durch die tiefsten Grundfesten von Faulheit und Dummheit brechen; in Ländern die Oberhand gewinnen, wo der Thron des Aberglaubens in schaudrichten Abgründen von Finsternis, Vorurtheilen, und Unwissenheit saß. Ein fremder Gelehrter kam vor einigen Jahren nach der Schweitz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frey denken dürfe; er blieb zehen Tage in Zürich, und gieng nach Portugall.

Wache auf und lies, ist die beste Maxime zur Heilung der Vorurtheile wider Nationen, die man nicht kennt. Man wird sich immer weniger verachten, je mehr man mündlich oder durch Schriften mit einander umgeht. Die Wissenschaften pflanzen unter den feindseligsten Völkern einen Geist der Eintracht und der Gegenliebe, vermindern den Nationalhaß, der die Seelen verenget, zerstören die Grenzscheidungen des Eigennutzes und der Eifersucht, geben der Vernunft eine grössere Ausbreitung, dem Geiste eine ruhigere Erhabenheit, dem Urtheil über andere Völker mehr Geziemenheit. Alle Gelehrte sind Bürger eines einzigen Freystaates, in welchem man der gesetzmässigen Ungleichheit ungeachtet, keinen Tyrann leidet.

Man hätte einen Fremden vor vierzig Jahren in Paris ausgepfiffen, der sich würde erfrechet haben, in guter Gesellschaft von einem Englischen Trauerspiel oder einer Englischen Comödie

mödie zu reden. Aber itzt gestehen die klügsten Franzosen, daß man diesen kühnen Insulanern die nachdenkende heutige Sittenlehre und Politik zu danken hat; daß sie zuerst über das Wolseyn des Staates, und die Aufnahme der Nation gearbeitet, indeß da man in Frankreich allein mit den Werken des Witzes beschäftiget war; kurz, daß die Engländer so viel Genie, mehr Stärke, und nur weniger Geschmack haben, als sie.

Einige Schriften der Deutschen würden in guten Englischen Uebersetzungen den grösten Theil der Verachtung gegen die Deutsche Nation, aus den Englischen Rundköpfen wegbeizen. Man wird einst den Schweitzern in Frankreich nicht mehr vorwerfen, daß ein Dichter unter ihnen ein so seltenes Thier sey, als ein Elephant zu Paris; vielleicht hält man es itzt sogar in England für möglich, daß ein Schweitzer denken könne? Denn unser Nichtdenken fällt doch mehren-

theils

theils in jene fromme und andächtige Zeiten, in welchen man in der Stadt Bern zwar das erste öffentliche Hurenhaus gestiftet; aber zugleich auch auf patriotisches Anrathen des apostolischen Doctors und Stadtschreibers der Republick Bern, Thürings Frickart, die im Jahr 1479. unserm Canton sehr schädliche Raupen, durch eine gesetzmäßige Notification, vor die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofs von Lausanne lud; der sodann nebst seinen übrigen geistlichen Vätern, nach angehörter Klag und Antwort, Replik und Duplik, diese Raupen im Namen der heiligen Dreyeinigkeit verfluchte.

Auch in dem sonst so gläubigen Spanien beginnt man, durch das gesunde Denken über die kützlichsten Punkte, sich Achtung zu erwerben. Der Pater Isla, ein Spanischer Jesuit, schrieb vor einigen Jahren einen Roman unter dem Namen, Geschichte des hochberühmten Predigers Gerundio von Campazas sonst Zotes, (Dumm-

kopf)

kopf) genannt. Der ehrwürdige Bruder Gerundio erscheint darinn als ein Inbegrif aller nur erdenklichen Ausschweifungen, Dummheiten, und Kanzelfratzen von Spanien. Auch ward in vier und zwanzig Stunden zu Madrit die ganze Auflage vom ersten Theile verkauft, und der Verfasser kam in das gröste Unglück; ein grosser Beweis, daß die Nation sein Buch schön fand.

Der klügere Theil unter den Menschen scheint itzt nach und nach etwas weniger an den Meinungen zu hangen, die sie von einander absondern, als an denen, die sie vereinbaren. Die Duldung der gegenseitigen Religionen wird den Fürsten allenthalben gpriesen; je mehr man an den Höfen Geld braucht, je gefälliger wird man gegen alle Forderungen der Philosophie, wenn sie die Kammereinkünfte vermehren. Die Englischen Gesetze sind gegen die Catholiken so mild, daß man ihnen einen grossen Einfluß in

die Parlamentswahlen, ihre Meßhäuser, unzähliche Priester und Mißionen läßt, und die Freyheit Proseliten zu machen. Der Churfürst von Maynz hat vor kurzer Zeit in Erfurt eine theologische Facultät Augspurgischer Confeßion gestiftet. Schon lange duldet man in Rom, wegen des Geldes, das sie daselbst verzehren, die Fremden von allen Religionen, ohne sie für ihren Glauben zu beunruhigen, und ohne eine einzige gottesdienstliche Handlung der Römischen Kirche von ihnen zu verlangen; das Volk, welches hierinn denkt, wie der heilige Vater, sagt von ihnen blos mit lachendem Munde, diese Leute glauben nicht an Gott, ein groß Unglück für sie. Sogar in Nizza, wo sonst die rechtgläubige Canaille äusserst unwissend und dumm ist, bezahlt der Piemontesische Bauer die Materie der Abtritte in dem Hause eines Protestanten, wo alle Tage Fleisch gegessen wird, viel theurer, als bey einem ehrlichen Catholiken, der das halbe Jahr mit Fastenspeisen vorlieb nehmen muß;

und

und den ehrwürdigen Herren Minoriten giebt er für ihren Abgang gar nichts. Die Controvers ist in unsern Zeiten ein wenig bebautes Feld, zumal da man Protestanten findet, die grade heraus gestehen, daß die scharfsinnigsten Lehrgebäude der Streittheologie weiter nichts, als eine Sammlung von Gebrechen des menschlichen Verstandes sind; und Catholiken, die es einem sonst ehrlichen Protestanten verzeihen, wenn er es nicht für geometrisch wahr hält, daß der heilige Michael alle Montage im Himmel Messe lese.

Die hochmüthigen Nationalvorurtheile haben auch zum theil abgenommen, seitdem die Nationen in Absicht auf die verkehrte Begriffe des Ehrenrufs weniger kützlicht sind. Ein lächerliches Beyspiel aus der Geschichte meines eigenen Vaterlandes wird diese Wahrheit vor das Anschauen bringen, wenn man die damaligen Begriffe unserer Nation von ihrer Ehre,

mit

mit den Begriffen vergleicht, die wir itzt davon haben. Im Jahr 1458. wurden die Eidsgenossen von der Stadt Constanz sehr freundschaftlich auf einen Schießtag eingeladen, als aber bey dem Beschlusse desselben ein Lucerner mit einem Bürger von Constanz um eine Wette schiessen sollte, und jener eine kleine in Bern geschlagene Münze auf das Spiel setzte, die man Plappert hieß, schalt der Constanzer diese Münze einen Kühplappert. Dieses Wort ward so übel aufgenommen, daß Lucern alsobald die ganze Eidsgenossenschaft wider Constanz zum Kriege aufmahnte. Das patriotische Lucern zuerst, und Unterwalden, fielen mit ihren Fahnen in das Thurgäu, nahmen Weinfelden weg, weil der Besitzer desselben des Beleidigers naher Anverwandter war; und die Bürger des Ortes mußten eine Brandschatzung von zweytausend Gulden bezahlen. Die übrigen Eidsgenossen rüsteten sich ebenfalls zum Kriege. Bern war wirklich im Anzug; und man legte nicht eher die

Waffen nieder, bis die Stadt Constanz mit dreytausend Rheinischen Gulden den Schweitzern ihre erbärmliche Ehre wieder gab.

In unsern aufgeklärtern Tagen werden die Nationen einander aus verkehrten Begriffen des Ehrenrufs nicht so leicht mißhandeln, es sey denn, daß der Eigennutz aufhöre das Band der Nationen zu seyn. Newton wird freilich noch oft ein Kalendermacher, und Montesquieu ein Dummkopf heissen müssen, wenn die Franzosen und die Engländer immer alle Kräfte anwenden, einander bey der Handlung in America zu übervortheilen. Aber der äusserste Hochmuth geht doch nur der tiefsten Unwissenheit zur Seite. Nur ein äusserst seichter Pariser hält seine Mitbürger für die einzigen denkenden Wesen auf Erden; nur ein Spanischer Lobredner des heiligen Rochus rufet wehmuthsvoll von der Kanzel aus, wie doch der gütige Himmel habe zugeben können, daß ein so grosser Heiliger ein Franzos sey?

XI. Cap.

Von

dem Stolze, der sich auf wahre Vorzüge lehnt.

Dieser Stolz ist eine Erkenntnis und Schätzung des Guten, das wir nach der Wahrheit besitzen.

Gefällige Grundsätze darf ich eben nicht erklügeln, um zu zeigen, daß dieser nunmehr abzuhandelnde Stolz von dem Hochmuth wesentlich verschieden ist. Freylich können einzele Menschen und ganze Nationen in der einen Absicht

hochmüthig, und in der andern stolz seyn; aber man siehet doch auch Hochmüthige ohne Stolz, und Stolze ohne Hochmuth. Jene stützen sich auf eingebildete Vorzüge, und verachten alles, worauf der Stolz sich gründet; diese schätzen gerne, was schätzenswürdig ist. Ein Hochmüthiger ist auf kleine Vorzüge erpicht, ein Stolzer auf grosse. Ein Hochmüthiger setzt sich allenthalben oben an, ein Stolzer läßt jedem Narren den Rang. Ein Hochmüthiger glaubt, er mache sich durch seine Tafel, Kleider, Wagen, Pferde, und Trabanten merkwürdig, ein Stolzer überläßt dies seinem Verdienst. Ein Hochmüthiger handelt nach verkehrten Begriffen des Ehrenrufs, ein Stolzer nach den Grundsätzen der wahren Ehre. Ein Hochmüthiger übet gerne seine Thorheit gegen Untergebene aus, ein Stolzer reibet sich am liebsten an seinen Obern. Der Hochmüthige beleidiget durch seinen Unsinn, der Stolze durch seinen Witz, oder durch seine Tugend. Der Hochmüthige kann alle Ar-

ten von Niederträchtigkeiten ausüben, der Stolze ist nicht leicht einer Niederträchtigkeit fähig. Der Hochmüthige wird sehr oft aufgeblasen, der Stolze ist bey einem kleinen Ueberschwung seines Stolzes eitel. Der Hochmüthige bleibet unter allen Gestalten ein Narr, der Stolze wird ein Narr aus Eitelkeit, wenn er um Achtung und Ehre buhlet, wenn er von der Welt als einen Tribut fodert, was sie nur als ein freywilliges Opfer giebt, oder wenn er gar seine Belohnung in der Nähe sucht, sie von denen bettelt, die ihn unmittelbar umgeben, sie ohne einigen Zeitverlust will.

Auf der Kanzel wird der Stolz ohne Ausnahme verworfen; oft ohne Verstand, und darum auch ohne Frucht; hingegen von zween der grösten Prediger, Spalding und Sterne, mit andringender Gewalt. Man siehet aber leicht, daß ich hier die Menschen nicht so wohl betrachte, wie sie seyn sollen, als wie sie sind; daß

meine Hauptabsicht nur dahin gehet, die verschiedenen Beziehungen des Stolzes nach seiner Natur anzugeben, also den Menschen zuerst nach seiner Natur zu beschreiben; die bemerkten Erscheinungen sodann zu söndern, und jedesmal nach ihren Ursachen und Wirkungen zu erklären. Nun zeiget allerdings diese Untersuchung, daß es zwo Arten von Stolz, und von jeder Art noch mancherley Gattungen giebt; daß also ein Menschenkenner diese Arten nicht zusammen werfen soll, wie sie insgemein zusammen geworfen werden; und daß die Sprache erbärmlich arm seyn muß, die für das Bewußtseyn seines wahren Werthes keinen Namen hat.

Dieses Bewußtseyn ist einmal in der Natur des Menschen vorhanden; ob uns gleich die grosse Macht der Eigenliebe nicht immer zuläßt, daß wir unsere Vorzüge nach der Billigkeit schätzen. Es ist bey einzelen Menschen das Gefühl von innerer Würdigkeit, das Pythagoras für den

grö-

grösten Reitz zur Tugend hielt, eine Wache, die der Urheber der Natur in uns geleget hat, um alles kleine, niedrige, und der Grösse unserer Seele unwürdige zu verdrängen; und, welches wohl zu bemerken ist, eine beständige Bestrebung uns unserer Fehler zu entladen. Kein schlechter, kein schädlicher, kein böser Gedanke wird in uns aufsteigen können, sobald wir diese Achtung für uns selbst tragen, sobald wir nach ihrer Anleitung unsere Triebe vor dem Richterstuhl der Vernunft prüfen, sobald wir uns am meisten vor uns selbst scheuen. Das Gefühl von der Schönheit und Würdigkeit der menschlichen Natur, auf welches doch zuletzt alle sittliche Tugend hinauslauft, scheint ohne diese Ehrerbietung gegen sich selbst nicht bestehen zu können. Mit diesem Gefühl muß ein Mensch sich selbst nothwendig lieben und schätzen, aber freilich auch nur in so fern er einer von allen ist, auf die sich dieses edle Gefühl ausbreitet. Die Ehrerbietung gegen sich selbst ist ein Zaum

für alle Laster. Einem Geistlichen, der hurt, rufet man zu, erinnere dich deiner geistlichen Würde; man erinnert eine obrigkeitliche Person, die eine Bitte nur nach Maßgebung des Geldes für gegründet hält, das ihr der Bittende in die Hand drückt, sie sitze auf dem Stuhl der Gerechtigkeit; man schrie im letzten Kriege tausendmal, bey dem Angriffe von zwo drey und vier hintereinander stehenden Batterien, denket, daß ihr Preussen seyd. Man sollte jedem Lasterhaften zurufen, erinnere dich der hohen Bestimmung des Menschen.

Das Bewußtseyn des wahren Werthes seiner Nation ist der Nationalstolz, der sich auf wahre Vorzüge beziehet, und dieser Stolz ist eine politische Tugend von grosser Wichtigkeit. Das Gefühl der Würde seiner Vorväter ist eine Triebfeder ihnen gleich zu werden; der Ruhm eines Volkes in Künsten und Wissenschaften erwecket mit der Theilnehmung an diesem Ruhme

me die Begierde denselben zu vermehren; die Ueberzeugung, daß man unter einer guten Regierung lebt, macht das Vaterland angenehm, und den Bürger dem Vaterlande hold. Der gerechte Stolz einer Nation entstehet also aus den Vortheilen, die sie zu Hause genießt, aber nicht immer aus der Achtung, die ihr diese Vortheile bey fremden Völkern erwerben. Diese Achtung suchen nur die eitelen Nationen, nicht die freyen; die Engländer sind nicht eitel, denn sie bekümmern sich wenig um das, was andere urtheilen; wenn auch die Ehre für sie ein Beweggrund zu Handlungen wird, so nehmen sie doch diesen Beweggrund nicht von dem Urtheil anderer her; genug wenn sie in ihren eigenen Augen, oder aufs höchste in den Augen ihrer Mitbürger, ehrwürdig sind. Die Eitelkeit hat also nur an dieser Art des Stolzes in so fern theil, als man glaubt, daß der Ruf einer Nation jede einzele Person aus dieser Nation in den Augen eines Fremden erhöhe.

Der Stolz, der sich auf wahre Vorzüge beziehet, kann also mit den gehörigen Einschränkungen ein Keim der erhabensten Denkungsart werden. Ein Mensch, der sich ganz miskennt, oder der wirklich durch eine billige Selbstschäzung und ein gewisses edles Zutrauen nicht ermuntert wird, ist unfähig gegen die Zeit auszudauern, und darum unfähig etwas grosses zu unternehmen. Wer aller Achtung gegen sich selbst unfähig ist, macht sich nicht leicht der allgemeinen Achtung werth. Nur der hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur, der sich selbst da zu schäzen weis, wo er Achtung verdienet, der gegen andere die ruhige Wolgewogenheit niemals verliert, die aus einem bescheidenen Charakter fließt. Der gerechteste Stolz lecket den Staub, wenn er ausser sich verächtlich macht, was nicht verachtungswerth ist; die gerechteste Selbstschäzung ist unleidlich, wenn sie andern das ihnen gebührende Maß von Achtung verweigert. Niemals kann

der

der Neid mit einem edeln Stolze bestehen, obschon er keineswegs aus der Verachtung fließt, so emsig er sonst ist über den beneidetenden Gegenstand Verachtung auszustreuen; denn er beweißt nur die Furcht übertroffen zu werden. Eine edle Seele schöpfet nichts als Vergnügen aus der Betrachtung von anderer Verdienst, und vergrössert sich selbst nach Maßgebung der Erkenntniß von anderer Grösse; das wahre Verdienst ist der Nacheiferung fähig, niemals des Neides oder der Eifersucht; nur mittelmäßige Köpfe scheuen, was das Gepräge der Fürtreflichkeit hat. Ein aufgeklärter Geist verachtet keinen Idiot, denn er weiß gar zu gut, wie oft er ihm gleich ist; aber er verachtet den Narren der nur darum groß thut, weil er ein Idiot ist. Der Tugendhafte verachtet das Laster, aber er hasset den Lasterhaften nicht, den er verachtet. Die Bescheidenheit ist der reizendeste Putz der weiblichen Schönheit; aber mit dem edeln Stolze des Verdienstes, das sich fühlet, das

sich

sich schätzet, und das von andern geehret seyn will, wie es sich selbst ehret, verschmähet jedes Frauenzimmer von erhabener Denkungsart, ein Herz, das den Preis von dem ihrigen nicht einsieht, und das sie für ihre Schönheit mehr liebet, als für ihre Tugenden.

Doch ich erwähle itzt einen höhern Standort, um von der Betrachtung einzeler Personen meine Blicke zur Betrachtung der verschiedenen Gattungen der edeln Selbstschätzung ganzer Nationen zu erheben.

XII. Cap.

Von

dem Stolze, den bey einer Nation das Andenken der Tapferkeit ihrer Voreltern erwecket.

Seelvolle Bilder kühner Unternehmung der Gefahren für des Vaterlandes Rechte, machen die spätesten Enkel auf ihre Vorväter stolz, gewähren dem ererbten Heldenmuth eine ewige Dauer, und treiben in Weichlinge heroische Sitten.

Das Andenken der Tapferkeit, die um die Scheiteln unserer Ahnen immer grüne Lorbeern wand, ist eine stätige Erinnerung wir sollen nichts

nichts thun, das ihres Namens unwürdig sey, wir sollen glauben so groß seyn zu können als sie. Die Tugenden der Vorväter nachzuahmen, ihrem Ruhme gleich zu kommen, und ihre schönen Tage wieder herzubringen, muß man sich seines Herkommens um der Pflichten willen erinnern, die es auflegt; man muß sich seiner Ahnen erinnern, weil sie Beyspiele für uns sind; man muß jene Thaten in Bildern aufführen, sie durch alle Reizungen der Beredsamkeit und der Dichtkunst erhöhen; niemals glauben, ihr Ruhm sey ein Erbtheil, das wir ruhig geniessen können; niemals jenem ungedultigen und eifersüchtigen Stolze Raum geben, der wähnet, daß um eines Namens wegen alles ihm weichen müsse, der auf die Vorzüge böse wird, die das Verdienst über ihn erhält. Alsdann leben die Väter unter ihren Enkeln wieder auf, dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlachtfeld hin, dann beseelen sich die öden Trümmer, und die alten Trophäen. Durch diese

se

se angenehme Schwärmerey lodert anstatt der Eitelkeit kleiner Seelen, die Sehnsucht nach grossen Thaten in allen Herzen empor, ein neuer Eifer für den Staat, und die wahre Liebe der vaterländischen Tugend.

Die alten Völker ermunterten einander in die Wette durch das Andenken des Heldenmuthes ihrer Voreltern zur Wachsamkeit in sorglosen Tagen, und zur Unerschrockenheit in den Zeiten der Noth. Die Corinther sagen bey dem Thucidides, eure Väter sind auf rauhen und ungebahnten Wegen zu der Tugend emporgestiegen, ihr Beyspiel soll euch vor Augen bleiben, ihr sollt durch Reichthum und Müssiggang nicht verlieren, was Arbeit und Armuth gewonnen hat. Allen rieth man, nicht bey den altväterischen Erzählungen stille zu stehen, die jedes Volk von seinen Verdiensten macht; weil diese nur denen Ehre bringen, die sie nachahmen, nicht denen, die sich davon entfernen, indem

es strafwürdiger ist, von grossen Beyspielen, denen man folgen sollte, abzuweichen, als klein zu seyn, wenn man keine hat.

Alles verband sich bey den Griechen durch das Andenken ihrer Voreltern den alten Heldenmuth in alle Herzen zu pflanzen; diese Grundsätze, diese Denkungsart, wurden die Werkzeuge ihrer grösten Thaten. Bey dem blossen Anschauen der Bildsäulen des Harmodius und des Aristogiton erneuerte sich bey den Atheniensern der Abscheu vor der Tyranney, und machte täglich die Dankbarkeit gegen diese kühne Verfechter ihrer Freyheit rege. Sie stellten zur Ehre derer, die für das Vaterland gestorben waren, ein öffentliches Leichenbegängnis an; eine Bühne ward drey Tage vorher errichtet, und auf derselben die Ueberbleibsel der Erschlagenen öffentlich ausgesetzt die Republik sorgte für den Unterhalt der Kinder jener Helden, bis sie die Jünglingsjahre erreichet hatten. Die gemeinsten

stem Griechen wurden durch einen rühmlichen Tod dem grösten Heerführer an die Seite gesetzet; man erneuerte ihr Andenken durch die feyerlichsten Opfer bey der spätesten Nachkommenschaft, ihre Bildsäulen stuhnden bey den Bildsäulen ihrer Götter.

Mit diesen Gedanken zogen die Griechen vor den Feind. Sie stellten einander jene Thaten vor, eh das Zeichen zum Treffen gegeben war; sie riefen die Seelen der Abgestorbenen zu Zeugen des Tages herauf, an welchem sie ihres Namens würdig, siegen oder sterben wollten. Diese Entschlossenheit machte den Schrecken vor ihnen hergehen, und führte sie mit heiterer Stirn den ehrenvollen Gefahren entgegen. Die einzige Schlacht bey Marathon trieb in die Griechen, viele Jahrhunderte hindurch, die edle Wetteiferung, ihren Voreltern gleich zu kommen. In allen grossen Gelegenheiten erinnerte man sie dieser Schlacht, des zahllosen Heeres

der Perser, und ihres kleinen unüberwindlichen Haufens. Die starke Beredsamkeit des Demosthenes drückte den Atheniensern diese Lehre an das Herz, erregte den Haß des laurenden Königs, den Eifer für Freyheit und Vaterland, mit einer Gewalt, die alle Gemüther entflammte, und alle Herzen zu grossen Entschlüssen erhub. Die Spartaner giengen mit demselben Geiste zu Felde, ihre Armeen waren klein, aber sie siegten. Noch itzt sind die heutigen Abkömmlinge der Spartaner das tapferste Volk unter den Griechen, und sie sind frey.

Das Andenken ihrer glorreichen Voreltern den Griechen zu erneuern, wollte Agesilaus in Aulis sich einschiffen, da er wider Asien auszog. Als Alexander diesen Welttheil betrat, um ihn unter seine Waffen zu beugen, war seine erste Sorge, den Muth der Griechen durch das Andenken ihrer ehemaligen Siege über Asien zu erwecken. Er gieng nach Ilium, besuchte die

Grä-

Gräber des Ajax, des Achilles, und der übrigen Helden, die in dem Kriege vor Troja fielen. Er erwieß ihnen die gewöhnliche Ehre, machte nackend mit seinen Gefährten Wettläufe um die Säule des Achilles, salbete sie mit Oele, und deckte sie mit Kränzen. Glückselig bist du Jüngling, rief er bey dem Grabe dieses Königs aus, daß du in deinem Leben einen getreuen Freund fandest, und nach deinem Tode zum Preise deiner Tapferkeit einen Homer. So viel Ehrliebe mit so vieler Kunst an den Tag geleget, weckte alles zur edelsten Nacheiferung auf; Alexander suchte den Achilles nachzuahmen, seine Soldaten den Alexander. Diese stätigen Vergleichungen erhitzten ihre Einbildungskraft, und gaben ihren Seelen einen hohen Schwung.

Erinnert euch, daß ihr Römer seyd, sagten die Feldherren des alten Roms ihren Legionen. Diese kurze Rede machte sie bey den schwersten Unternehmungen unermüdet, bey den blu-

tigsten Schlachten unerschrocken. Sie bezwangen mit dem Gedanken der Tapferkeit ihrer Våter, und mit der jedem Bürger eingeprägten fanatischen Einbildung von den Vorrechten und der unfehlbar zu erwartenden Grösse des ewigen Ruhms, die Welt.

Die Araber sind durch ihre Tapferkeit noch in unsern Tagen frey. In so vielen Jahrhunderten wurden sie von den Türken nicht unterjochet. Sie dåhnen sich in unsern Tagen noch aus, sie setzen sich hin und wieder in Egypten fest, und zahlen dem Sultan weder den Tribut, noch befolgen sie seine Befehle. Die Erinnerung ihrer Voreltern nåhrt bey ihnen diesen festen Sinn. Sie hören von der ersten Jugend in ihren Gezelten die Thaten ihrer Våter erzählen. Arabien hallet die Gesånge wieder, in welchen diese Thaten dem Andenken der Nachwelt übergeben sind; der gröste ihrer Dichter gilt unter diesem Volke so viel als der gröste ihrer Helden.

Die

Die poetischen Gemälde der Tapferkeit aus dem göldenen Alter vor Muhammeds Zeit, sollen eben so erhaben und schwulstlos seyn, als die besten Muster der Griechen und Römer.

Noch kräftiger trieben alle diese Saamen von Heldenmuth in dem rauhen Nord. Jene ursprünglich Scytische Nationen, welche die Ufer des Tanais verlassen, um vergnügter in Scandinavien zu leben; welche Schweden, Norwegen, Rußland, und Dännemark unter die Herrschaft eines Scythischen Hauses gebracht; allmählig in Deutschland sich ausdähnten; hintereinander Spanien, Gallien, und endlich das ganze abendländische Kayserthum, wie von starken Winden getriebene Donnerwolken, mit dem Getöse ihres Krieges erfüllten; hatten denselben Ursprung, dieselben Gesetze, denselben Muth, dieselbe Liebe für die Freyheit, für ihre hergebrachte Gewohnheiten, für die Religion ihrer Väter, und dieselbe auf die Hofnung einer künftigen Glückseligkeit gegründete Todesverachtung.

Die Anordnungen und Gewohnheiten dieser Völker mußten sich verbinden, ihren Söhnen das Andenken der alten Tapferkeit einzuprägen. Diese verheerende Tugend war unter ihnen in ungemeinem Ansehen, und die Liebe zum Kriege tief in ihre Religion gewurzelt. Dem vergötterten Odin gelang es, anstatt einer reinen und abgezogenen Lehre von Gott, eine sinnliche einzuführen. Er wußte die Woluspo, das Gesetzbuch der Scytischen Nation, nach den Begriffen dieser Leute einzurichten; sein Paradies und seine Hölle waren einzig auf die Aufnahme der Tapferkeit gegründet. Seine Gesetze übertreffen alle Gesetze der Spartaner von strenger Forderung der grösten Verachtung des Todes. Mit dem letzten Athemzug des Kriegers verbanden sie unmittelbar alle die Belohnungen, welche die ganze Einbildungskraft anfüllten, und der Furcht nicht eine kalte Ueberlegung entgegensetzten, sondern lodernde Leidenschaften.

Odin beredte die Scandinavier, daß eine glückliche Unsterblichkeit nur denen zugedacht sey, die ihren Vätern gleich mit den Waffen in den Händen stürben. Sich in die Schwerter der Feinde stürzen, und die versprochene Belohnung geniessen, waren zwo Empfindungen, die nach seiner Lehre auf einander folgten. Er beredte sie, daß die Seligkeit unmittelbar von der Vergiessung seines Blutes abhange, und daß ein Kranker sich auf dem Sterbebette müsse verwunden lassen, damit er blutig vor seinen Göttern erscheine. Odin that, was er lehrte, und nach seinem Beyspiel suchten die Scandinavier den höchsten Staffel des Glückes und der Wollust in Blut und Tod. Ihre Dichter sagen, unsere Krieger gehen nach dem Tode lechzend, dem Tode mit Entzückung entgegen; man sieht sie in dem Streite mit durchbohrten Herzen fallen, lachen, und sterben. Lodbrog, ein nordischer König, ruft aus: was regen sich in mir für neue Freuden? ich sterbe? ich höre Odins

rufende Stimme; schon öfnen sich die Pforten seines Pallastes; halbnackende Mädchen treten aus demselben hervor; eine blaue Binde erhöhet die blendende Weiße ihres Busens; sie nähern sich mir, sie reichen mir ein trefliches Bier aus meiner Feinde blutigen Schädel.

Alle Tugenden wichen bey den Gothen der Tapferkeit, und ausser dem verachteten sie alles, aber am meisten den Hochmuth und die Pracht. Ihre Weiber selbst erlernten den Gebrauch der Waffen. Man sah mit einer besondern Achtung eine Fürstinn an, die mit eigener Hand einen allzudreisten Liebhaber erlegte. Ein Jüngling fand Schwierigkeiten sich zu verheurathen, wenn er nicht öffentliche Proben seines Muthes abgeleget hatte. Der Sohn des Königs durfte einem Bauer den Zweykampf nicht ausschlagen, den die Religion gut hieß, weil nach ihren Begriffen der Sieg auf dessen Seite fiel, dessen Sache gerecht war.

Diese

Diese Denkungsart, diese Thaten, wurden durch das erste melodische Stammeln der Scandinavischen Dichter der Nachwelt übergeben. Man sang sie den Knaben vor, um ihre jugendliche Herzen zeitig an die Kenntniß und Nachahmung heroischer Sitten zu gewöhnen. Sie brachten auf ihren Gemüthern die Wunder hervor, die ich von den unsterblichen Liedern des Brandenburgischen Tyrtäus hoffe, und den glühenden Gesängen seines Schweizerischen Bruders wünsche.

Die alten Deutschen nahmen den gleichen Geist an. Ihre Jünglinge suchten den Tod, damit sie von ihren Barden möchten besungen werden. Der tapferste ward nach seinem Hinschied ein Gott, seine Nachkommen genossen die Vorrechte der Fürsten; man machte ihnen Geschenke, und räumte ihnen grosse Striche Landes ein; und sie behielten diese Vorrechte, so lange als sie ihrer Voreltern nicht unwürdig lebten. Die

schönen Töchter der Franken beglückten nur die brävsten Männer mit ihrer Zuneigung. Damit sie von den Verdiensten eines Liebhabers und von seiner Zärtlichkeit urtheilen könnten, muste er ihnen erst Proben seiner Tapferkeit geben. Er muste Gefangene gemacht, einen gefährlichen Ort erstiegen, den Feind von einem wichtigen Posten verjagt haben; sie wünschten eher ihren Liebhaber sterben, als fliehen zu sehen. Germanien erscholl von seiner rauhen Waffen Klang. Auf jedem Grabe wähte die Fahne des Nachruhms; heute noch durchwandert jeder deutsche Patriot mit einer geheimen Ehrfurcht jene Gefilde, wo die Ueberbleibsel seiner grossen Urväter ruhen, und die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt um die bemoosten Eichen schwebet.

Konnten sich die nordischen Völker bey diesen Gesinnungen der edeln Selbstschätzung entziehen, die ihre Gesetzbücher, ihre Religion, und ihre Dichter durch so viele Keile in die

Herzen

Herzen trieben? Haben sie den Hang zu einem sanftern Ruhme von ihren Vätern nicht ererbt, so ererbten sie doch die grösten Beyspiele von Herzhaftigkeit der Seele, und faßten sie in die zur Nachahmung glühende Brust.

Bey den tapfersten Nationen war der Stolz auf den Kriegesruhm ihrer Voreltern die gröste Triebfeder ihrer Tapferkeit. Die Kinder der Hunnen geriethen in eine Art von Raserey, wenn man ihnen die grossen Thaten ihrer Vorfahren erzählte; die Väter selbst zerflossen in Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr hoffen durften, ihren Kindern gleich zu seyn. Die Japaneser waren ehmals ein kriegerisches, ehrbegieriges, und zu weitaussehenden Unternehmungen geneigtes Volk. Ihre ältesten Familien unterschieden sich durch ein edles und majestätisches Wesen, alle verachteten den Tod. Der Stolz, den das rühmliche Andenken der Voreltern erwecket, war ihnen in der ersten Jugend

gemein. Durch die Auferziehung suchten sie die Begriffe von Heldenmuth und Tapferkeit in die zarten Seelen ihrer Kinder zu pflanzen; Kriegs- und Siegeslieder waren die erste Harmonie, mit der man ihre Ohren rührte. In den Schulen mußten sie die Werke ihrer Helden, und die Geschichte ihrer Vorfahren abschreiben, die durch einen selbstgewählten Tod gestorben sind.

Eben dieser Stolz hat vormals die Helvetische Nation durch lange Gefahren über die Nacken ihrer zahlreichen Feinde emporgeschwungen; eine Handvoll Hirten errang ihr die Freyheit. Das Andenken dieser Hirten sprach in den Herzen der tapfern Berner bey Laupen; der kleine Haufe trat, mit der Zuversicht des Helvetischen Namens nicht unwürdig zu sterben, in das Feld; mit Reben bekränzet sangen sie von den Urhebern ihrer Freyheit, und zerstäubten ihren stolzen Feind. Das Andenken dieser Hirten besiegte das Oesterreichische

Heer

Heer bey Sempach; der furchtbare Adel verflog vor den zackichten Käulen der wenigen Helvetier; ihr Heldengeist überwand die bessern Waffen, die Geschicklichkeit und die Menge. Das Andenken dieser Hirten brannte in den Herzen der zwölfhundert Helvetier, die unweit Basel vierzigtausend Franzosen angriffen, einen grossen Theil derselben tödteten, und so lange um den Sieg stritten, bis sie alle unter dem Schutte einer angezündeten Kirche auf dem Wahlplatz starben. Das Andenken dieser Hirten glühte in den Herzen unserer Väter, die bey Murten die Burgunder aus dem Felde trieben, wie der Sturmwind leichten Sand. Das Andenken dieser Hirten erwarb ihrer noch nicht ausgearteten Nachkommenschaft, durch tausend unsterbliche Thaten das Zutrauen der Fürsten, die Bewunderung von Europa, den Frieden mit Auswärtigen; und uns zum letzten Erbtheil das Heimweh.

Der Stolz, der sich auf das rühmliche Andenken der Tapferkeit seiner Voreltern gründet, ist also für jede Nation eine reiche Quelle von unbiegsamer Grösse der Seele, und das sicherste Verwahrungsmittel wider die Hectik.

XIII. Cap.

Von dem Stolze, der durch den Ruhm entstehet, den eine Nation in Wissenschaften und Künsten erworben.

Durch diesen Stolz verstehe ich die edle Selbstschätzung einer Nation, die sich vorzüglicher Talente fähig glaubt, weil ihre Vorfahren dieselben besessen haben, oder weil sie wirklich solche Talente zeigt.

Diese Selbstschätzung ist die natürliche Folge des hohen Begriffes von Wissenschaften und Künsten, und ihrer Gewalt auf die Seele.

Durch

Durch sie wird der Geist geöfnet, sein Wirkungskreis ausgebreitet, die Denkungsart erfüllt, und jeder Funke von verborgenem Feuer angefacht. Die allgemeinen Irthümer der Nationen, die Vorurtheile und der Wahnwitz aller Weltalter liegen vor einem aufgeklärten Geiste offen; er allein weis, was gut, schön, und wahr ist. Gleich einem Wesen, das vom Himmel auf uns herabsähe, schauet er ruhig von der hellen Höhe herab auf die Menschen, die noch in der Dunkelheit wandeln, auf ihre Irthümer und Ausschweifungen, auf die trüben Gewitter in den Thälern der Welt. Das Ganze der Wissenschaften lehret die Seele ihre eigenste Grösse empfinden, und macht sie der blutbespritzten Lorbeeren satt. Darius war schon bezwungen, und Asien gebogen, als Alexander seinem Lehrer dem Aristoteles schrieb, er wollte weit lieber durch eine ausnehmende Einsicht, als durch den Umfang seiner Macht, über alle Sterbliche erhoben seyn. Schon in Corinth sagte er dem Dioge-

nes,

nes, vor seinem Fasse stehend, ich möchte Diogenes seyn, wenn ich nicht Alexander wäre.

Dieses edle Gefühl entspringet bey einer ganzen Nation, wenn sie eine Menge geschickter Leute besessen hat. Das Andenken der Helden, die für ihr Vaterland lebten, ist einer wolgearteten Seele nicht weniger werth, als das Andenken der Helden, die für ihr Vaterland starben. Jede Nation ist auf ihre Gelehrte, Philosophen, und Künstler stolz, wenn sie durch ihren Tod dem Neide ihren Tribut bezahlet haben. Denn die Nationen, die sich auf ihre grossen Männer am meisten einbilden, sind oft die letzten, die sie bey ihrem Leben ehren. Nur für den, der schon im Grabe liegt, und niemand mehr im Wege steht, darf man eine Gewogenheit hoffen, die nun kein Neid mehr schwächt. Mit diesen Einschränkungen kann man sehr gut den Ruhm einer Nation, das Product aus dem Ruhme einiger ihrer einzelen Männer, in die Masse des Genies und der Gesinnung aller Landesgebornen nennen.

Männer, die ihr Vaterland durch ihre Talente unterrichtet, durch ihre Philosophie gestärket, durch ihr Genie verherrlichet, tragen gleichsam auf ihren Schultern den Namen ihrer Nation zu den entferntesten Völkern, und in die kommende Welt. Ihr edelster Theil lebt und wirket, wenn sie nicht mehr sind, durch ihre Schriften der Vergänglichkeit entrissen, und zum Erbtheil aller Völker geworden. Man bewundert das Gepräge ihrer grossen Seelen in diesen Denkmalen, die sie uns zur Erstaunung und zum Unterricht hinterlassen. Da athmet noch ihr Genie; da brennet ihr dem Vaterlande geheiligtes Feuer; von da drang es in die Brust der grossen Männer, die nach ihnen gekommen sind. Von da fleugt heute noch ein Funke weg, der vielleicht der ganzen seellosen Nachkommenschaft eine Denkungsart giebt, vielleicht sie nach dem verscherzten Erbtheil lüstern macht, und durch die Bewunderung jener Grösse zu ihrem Erwerbe entzündet.

Die Griechen begriffen, daß sie Trost im Unglück, Errettung in den Gefahren, die Ausbreitung ihres Ruhmes, und die Verherrlichung ihrer Thaten ganz allein ihren Gelehrten schuldig waren. Viele von den Athenienſern, die bey der unglücklichen Unternehmung des Nicias auf Sicilien, in die Sklaverey geriethen, hatten ihr Heil dem Euripides zu danken, dessen Verse sie ihren Herren aufsagten. Auch die witzigen Köpfe unter ihnen waren so berühmt, daß ein König in Persien bey einer den Abgesandten der Griechen ertheilten Audienz vor allem aus fragte, wie sich der Dichter Aristophanes befinde? Ohne den Vater der Dichtkunst wäre Achilles in einer ewigen Vergessenheit geblieben. Durch Tapferkeit und Rechtschaffenheit auf den Thron erhoben, und jenes Griechischen Geistes voll, machte Ptolomäus Philadelphus aus seiner Hauptstadt Alexandrien die Hauptstadt der Wissenschaften und der Künste. Er stiftete das Museum, den ältesten und erhabensten Tempel, den ein Mo-

narch den Wissenschaften zur Ehre aufgeführt, er setzte in denselben zahlreiche Lehrer. Er machte ihn zu einer Zuflucht der misverstandenen und verfolgten Philosophen, und fand in ihrem Beyfall eine sicherere Strasse zum Ruhme, als seine hochmüthigen Vorfahren, die mit ihren Pyramiden dem Himmel und der Vergänglichkeit trotzten.

Rom wachte von seinen Siegen zur Gelehrsamkeit, von dem gefühlten Werthe der Tapferkeit zu dem Gefühle des Werthes der Wissenschaften und der Künste auf. Die Waffen dieses mächtigen Volkes hatten zwar Griechenland bezwungen, aber Griechenland konnte den Römern zeigen, daß die Grösse des Geistes den Sklaven über seinen Herrn erhebet, und daß man diese Grösse auch fern von der Spitze siegreicher Heere, und den Ruinen gestürzter Thronen erreichet.

Der Fall der Republik schien die Herrschaft der Wissenschaften und der Künste zu befestigen.

Die Welt unterzog sich dem unbedingten Willen eines einzigen; von Mordblut satt, ward der Tyrann Augustus ein Freund der Musen. Virgil las ihm seine Verse im kayserlichen Pallaste vor, der erste Staatsminister mußte ihn unterstützen, wenn er im Lesen ausser Athem kam; durch seine Göttersprache überwunden, sah er die Octavia neben sich niedersinken, und den Augustus edle Thränen vergiessen. Horaz ward von dem Kayser zum Liebling erwählet, und Horaz durfte ausschlagen, des Kaysers Liebling zu seyn. Rom war in seinen Fesseln noch durch seine grosse Geister groß, ihr Ruhm ward der Ruhm des Staates, und dieser Ruhm sein Stolz.

Die Bewunderung für Mitbürger, die sich durch die Grösse ihres Geistes emporgeschwungen, ward bey den Griechen und den Römern der fruchtreichste Saame grosser Männer. Athen hatte in dem Ceramico die Bildsäulen seiner er-

lauchten Bürger aufgestellet. Griechenland war von solchen Denkmalen voll. Von allen Seiten drang ihr Ruhm in Gemüther, die von Sehnsucht brannten, gleiche Ehre zu verdienen. Die Gräber schienen geöfnet, und die Schatten der Gestorbenen auf die Erde zurückgekehrt, um in der Sprache der Unsterblichen der Römischen Jugend die Wege zum Schönen, zum Edeln, und Grossen zu lehren. So sehr war sie von Ehrbegierde getrieben, wenn sie die Bildnisse ihrer grossen Vorväter bey gewissen feyerlichen Anläßen erblickte.

Kräftiger kann eine Nation zu der Liebe der Wissenschaften und der Tugend nicht angefeuert werden, als wenn sie mit edelm Stolze Beyspiele dieser Art zu Hause erblicket. Seine Hochachtung soll jedes Volk den Männern weihen, durch die es erleuchtet und gebessert ward; ihre Bilder soll es ehren, ihr Gedächtnis soll es feyern; und alle Herzen werden vor Begierde glühen, eben so groß und edelmüthig zu seyn. Der Stolz,

der aus dem Gedanken entstehet, wir sind durch unsere Einsichten und Fähigkeiten über andere Völker erhoben, war daher vorzüglich den Griechen und Römern gemein.

Athen setzte schon unter dem Pericles seine Nachbarn durch die Wunderwerke seiner Gelehrten und Künstler in Erstaunung. Pericles, der das Andenken seiner Helden durch die Hand des Phidias verewigt, der dem Attischen Geiste durch seine Beredsamkeit den höchsten Schwung gab, war die Seele von Athen. Undurchdrungen von den erhabensten Begriffen kann man die Reisen des Pausanias durch dieses schöne Land nicht lesen. Mit Entzücken siehet man darinn die mannigfaltigsten Meisterstücke beschrieben, jede Ecke von Griechenland mit den ausgesuchtesten Werken der Baukunst, der Bildhauerey, und des begeisterten Pinsels prangend; in allem einen männlichen und weisen Geschmack. Griechenland gebahr während einer langen Reihe von

Jahrhunderten in allen Arten von Grösse, Männer, die mit einem schöpferischen Geiste angeflammet der gemeinen Bahn entwichen, auf neuen und unversuchten Wegen der Unsterblichkeit lebten. Alle ihre Sinne und Gedanken athmeten die schöne Natur, und glühten für die Wahrheit; gefühllos für alle Gemächlichkeiten giengen sie ihr in die entfernteste Länder entgegen, um ihre Seelen zu erweitern und zu veredeln. Auch die Spuren, welche die Römer uns in drey Welttheilen von ihrer Grösse, und der Begierde nach ihrer Verewigung hinterlassen, sind mit einer der gottesdienstlichen Verehrung gleichen Ehrfurcht für das Andenken ihrer grossen Männer, so viele Beweise ihres Stolzes.

Italien, England, und Frankreich näherten sich in den neuern Zeiten am meisten durch die gerechte Schätzung ihrer Verdienste um Wissenschaften und Künste, den Griechen und Römern.

Die

Die Italiäner sind auf den Ruhm ihrer Nation in Wissenschaften und Künsten mit Recht stolz. Kaum hatten die Italiänischen Städte die Fahne der Freyheit aufgepflanzt, als schon aus dem Schatten des Gothischen Chaos das Licht drang, das ehemals Griechenland erleuchtet hatte. Die Hitze dieser Revolutionen belebte Wissenschaften und Künste, und brachte unsterbliche Meisterstücke in allen Arten hervor. Freygebig mit den Reichthümern, welche nach Florenz eine ausgebreitete Handlung und blühende Manufacturen zuführten; von derjenigen Ehrbegierde angetrieben, welche die Wirkung des Genies die Mutter grosser Entwürfe und Thaten ist, strebte diese Stadt nach allen Arten des Ruhmes. Europa sah diejenigen patriotischen, politischen und kriegerischen Tugenden nebst den Künsten und Wissenschaften wiedergeboren, deren Quellen die Barbarey seit so langer Zeit vertrocknet hatte. Florenz war vor und unter den Medicis, was Athen in seinen schönsten Ta-

gen. Italien, das priesterliche Italien, ist unter allen Europäischen Staaten der erste, wo die schönen Künste immer Gegenstände des Fleisses, der Unterstützung, der Aufmunterung, und der Belohnung gefunden. Aus ihm sind jederzeit die ersten Funken gekommen, welche die grösste Aufheiterung verkündiget, und zubereitet haben. Der zur päbstlichea Würde erhobene Franciscaner, Sixtus der fünfte, hat in den fünf Jahren seiner Regierung zur Verschönerung Roms mehr unternommen und bewerkstelliget, als in einer Regierung von vierzig Jahren Augustus, der Herr der Reichthümer der ganzen Welt. Aus Italien haben wir die Wissenschaften erhalten, die seitdem in Europa so reiche Früchte gebracht; ihm sind wir vorzüglich die schönen Künste und den guten Geschmack schuldig, wovon es uns eine so grosse Anzahl unnachahmlicher Muster darreicht.

Die Ehrerbietung der Italiäner für grosse Männer trug zu ihrer Bildung vieles bey. Florenz

renz ist mit Denkmalen angefüllet, welche von dem Landesherrn und Privatpersonen ihrem Andenken errichtet worden. Das von dem berühmten Viviani in der Nachbarschaft der heiligen Maria Novella erbauete Haus ist ein Denkmal seiner Erkenntlichkeit gegen den berühmten Galiläi, dessen Schüler er sich überall nannte. Der Vorgiebel dieses Hauses ist mit dem metallenen Brustbild dieses Wiederherstellers der erhabensten Wissenschaften gezieret; und in den Cartouschen zwischen den Fenstern liest man die Beschreibung und Zeitbestimmung derjenigen Entdeckungen, womit Galiläi diese Wissenschaften bereichert hat.

Bey den Florentinern ist die Achtung für die Denkmale aus den schönen Zeiten der Kunst so groß, daß sie es beynahe für einen Kirchenraub halten, wenn man anderwärts die in freyer Luft stehenden Bildsäulen alle Frühlinge reiniget, abkrazt, und glättet. Die hundert und sechzig öffentliche Statuen, welche einem Fremden daselbst eben den Anblick gewähren, den die blü-

hendesten Städte Griechenlands dem Pausanias gaben, sind allen Angriffen der Witterung ausgesetzt, und dem Volke überlassen, das sie als Heiligthümer achtet. Diese Achtung pflanzet sich von Vätern und Müttern auf die Kinder fort, und hat ihren Grund in dem Geschmacke an schönen Sachen, den die Gewohnheit einflößet, sie bewundern zu sehen, und loben zu hören. Ein Römisches oder Florentinisches Frauenzimmer spricht so geschickt über die Werke der Kunst, als in Deutschland kein Professor der Aesthetik.

Die Florentiner sind in der Ehrerbietung für alles, was mit ihrem Vaterlande in einiger Verbindung stehet, wie die alten Athenienser. In ihren Augen ist Florenz in Ansehung von ganz Europa, was in der berühmten Lobrede des Isocrates Athen in Vergleichung mit dem ganzen übrigen Griechenlande war. Sie sehen in Florenz alles, was nur in allen Arten vortrefliches hervorgebracht worden; aber auch durch

einen

einen kleinen Ueberschwung zur Eitelkeit werden sie anderwärts nichts als Grobheit und Barbarey gewahr. Sie sind es, die alles hervorgebracht, erfunden, und ins Werk gerichtet.

Unter den unwidersprechlichen Beyspielen von der Barbarey der Auswärtigen erzählen die Florentiner noch immer mit vieler Gefälligkeit die Geschichte eines Russischen Edelmanns. Er sah die berühmte Kunstsammlung des Barons Stosch; der Aufseher zeigte ihm unter andern ein Brustbild des Barons, dies ist das Brustbild meines Herrn, sprach der Aufseher; also antik, erwiederte der Russe mit der Mine eines Kunstkenners? Doch nichts übertrift die Art, wie sich der Beichtvater Königs Carls des dritten von Spanien, auf der Mediceischen Bibliothek betrug?

Dieser Beichtvater, ein reformirter Franciscaner, begleitete den jungen Prinzen, als er die Toscanischen Staaten in Besitz nahm. Da er einzig in dem Gefolge des Fürsten durch seine

Klei-

Kleidung einen Gelehrten verrieth, kamen die Aufseher der Bibliothek durch das höflichste Anerbieten der Neugierde zuvor, welche sie bey ihm in Ansehung eines der erhabensten Denkmale vermutheten, die die Freygebigkeit der Fürsten den Wissenschaften gewidmet. Er ließ sich dieses Anerbieten gefallen und bestimmte einen Tag. Der Aufseher hatte die berühmtesten Gelehrten von Florenz zu sich bitten lassen; nachdem sich der Beichtvater eingefunden, gieng er mit diesem glänzenden Gefolge nach der Bibliothek. Als er an die Thüre gekommen, blieb er an der Schwelle stehen, betrachtete das Gebäude, und rief dem Aufseher der Bibliothek zu: mein Herr Bibliothekär, haben sie hierinn das Buch von den sieben Posaunen? Der Aufseher antwortete, dieses Buch sey in der Bibliothek nicht befindlich, und alle anwesende Gelehrte gestunden mit einiger Verwirrung, daß sie es nicht kenneten. Nun gut, sagte der Beichtvater, indem er zurükgieng, so gäbe ich auch für ihre ganze Bibliothek nicht eine Pfeife Taback.

Man erfuhr nachwärts, daß dieses Buch eine Sammlung der allerverdächtigsten andächtigen Histörchen sey, die ein Franciscaner zum Gebrauche des gemeinen Pöbels Französich geschrieben; und deren Uebersetzung einen Theil derjenigen Bücher ausmacht, welche man in Frankreich unter dem Namen der blauen Bibliothek verkauft.

Aber Italien, ehmals die Königinn der Welt, und itzt das Schlachtfeld und der Raub derjenigen Völker, die seine Sklaven waren, ehmals die Lehrerinn aller Wissenschaften und Künste, wird itzt angeklagt, es schlafe über seinen verdorrten Lorbeern, und von der Grösse herabgesunken, zu der es die Werkmeister seines Ruhmes Columbus und Galiläi erhoben, indem jener neue Welten auf Erden, und dieser in dem Himmel entdecket; der Saame, aus welchem jene Männer hervorgesprungen, sey zwar noch vorhanden, aber öde und müßig, keinen Sprossen, kein Blatt von Ehre treibend. Die Italiäner seyen sich selbst seit einem Jahrhundert

nicht

nicht mehr ähnlich. Als ein müßiges Behältniß der Werke ihrer Voreltern haben sie zwar ihre Meisterstücke und die Muster des guten Geschmackes noch unter Augen, aber diese kostbare Ueberbleibsel seyen für sie ein wirkungloser Stof, der nicht mehr die Geister erwärme, und keine Talente erwecke. Man besuche Italien nicht mehr wegen seinen Bewohnern, sondern wegen den Oertern, die sie bewohnen.

Diese Vorwürfe sind übertrieben, und in den Augen der Italiäner desto unhöflicher, da wenig Nationen gegen die Achtung der Fremden so empfindlich sind. Die Weltweisheit, die Mathematik, die Naturlehre, die Naturgeschichte, die Arzneywissenschaft, und die schönen Künste blühen in Italien so sehr, als in Frankreich und England. Die meisten Italiänischen Academien sind bemühet, bie erhabensten Wissenschaften von trockenen Untersuchungen zu den Bedürfnissen der Menschen herabzurufen. Der Adel und die hohe Geistlichkeit halten es ihres Ansehens nicht

unwür-

unwürdig, in allen Arten der menschlichen Kenntnisse sich hervorzuthun; indeß da freilich zu Rom und in ganz Italien der Pöbel ohne Einsicht und Grundsätze ist, und keinen andern Unterricht hat, als die sehr seltenen Strafen der Verbrecher. Der Geschmack am gründlichen Studieren gewinnt in Italien überall; viele Verfasser schreiben frey, und ihre Gedanken sind nicht nach dem alten Herkommen gebildet. Die neuesten Italiänischen Weltweisen zerreissen die Ketten der Hierarchie und des Despotismus mit einer beynahe beyspiellosen Dreistigkeit. Man lese das ganz neue Werk eines edeln Verfassers über die Verbesserung von Italien; die Abhandlung des unsterblichen Beccaria von den Verbrechen und den Strafen; das Caffee, eine Italiänische Wochenschrift, gegen welche der Englische Zuschauer nur für Weiber geschrieben scheint; die Reflexionen eines Italiäners über die Kirche überhaupt, die regulare und seculare Geistlichkeit, und den Pabst; und schäme sich des Gedankens, daß Italien keinen Geist mehr habe.

In allen Wissenschaften und fast in allen Künsten sind die Engländer so groß, als es Menschen seyn können; und man sieht es nur zu gut, daß sie ihre ganze Grösse fühlen. Durch die Ehre, die sie ihren erlauchten Mitbürgern erweisen, geben sie uns den überzeugendesten Beweis, wie stolz sie auf ihre Verdienste sind.

Den Menschen trennet man in keinem Lande von der Welt so sehr von seiner Geburt, seinem Range, und allem was ihm nicht eigen ist; in Deutschland frägt man von einem Unbekannten, ist er vom Adel; in Holland, hat er Geld; aber in England, was ist er für ein Mann? Ein Lord beschwerte sich bey Heinrich dem achten, über einen von dem Maler Holbein erlittenen Schimpf; der König versetzte dem Lord, er möchte Holbein in Ruhe lassen, denn aus sieben Bauern könne er eben so viel Lords machen, aber keinen einzigen Holbein. Auch der Staatsminister ist in England ein Mittelding von Engeln und von Vieh; man vergöttert und hudelt

einen

einen Chatham in die Wette; und doch ist in keinem Lande von der Welt das Verdienst weniger ein Verbrechen. Dieses unter dem Vorwand seiner Freyheit oft so unbändige Volk vergisset Haß, Feindschaft, Sekte, und Faction, wenn es Gelegenheit hat, grosse Talente zu belohnen. Die Grabstätte ihrer Könige ist die Grabstätte ihrer Genies; die Ueberbleibsel einer Comediantinn, die in Frankreich ihren Ruheplatz auf einem Schindanger erhalten, werden in England neben die Häupter des Staates beygesetzet. Newton ward bey seinem Leben in diesem Vaterlande grosser Männer auf eine ausserordentliche Weise geehret, und nach seinem Hinscheid hat man ihn mit königlichem Pompe in diese stille Behältnisse des Ruhmes zu Monarchen und Gelehrten hingeleget. Die Ehre, die man in England jedem grossen Geiste erweiset, hat die vornehmsten Herren des Königreiches zu allen Zeiten bewogen, die Palmen der Gelehrten um ihre Coronets zu winden; in ihrem täglichen Umgang sind

die tiefsinnigsten Untersuchungen so gewöhnlich, als in Frankreich die Streitigkeiten über einen neuen Kopfzeug, oder einen Ragout nach der Mode.

Die Engländer sind nur darum freyer als andere Nationen, weil sie aufgeklärter sind. Mit diesem Geiste der Freyheit, wovon man in den meisten Republiken nur nicht einmal einen Begrif hat, werfen sich die Engländer auf die Wissenschaften, denken über die Angelegenheiten der Völker, sind immer mit grossen Gegenständen beschäftigt, und thun immer grosse Sachen. Vor dem Uebermaaß ihrer Einsichten siehet man die Unwissenheit verschwinden, die von guten Gründen entblößte Gewalt erzittern, und die einzige Kraft der Gesetze unbeweglich stehen. Die meisten freyen Nationen denken nur halb; da hingegen die Engländer sich bis zum Himmel geschwungen, weil man ihnen die Flügel nicht abhaut.

Auch der selbstgefühlte Werth der Franzosen bricht sehr oft mit einem vorzüglichen Rechte hervor. Wir sind zu sehr gewohnt nur ihre lächerliche Seite zu betrachten; ihr Lob ist viel leichter, als ihre Satire.

Die heutige grosse Geister der Franzosen sind ausnehmend groß. Sie scheinen auf einmal für alles gemacht, was des Menschen würdig ist; sie messen die Gestirne, und haben eine gefühlvolle Seele; sie breiten die abgezogensten Wissenschaften aus, und machen uns bey jeder fremden Noth in Thränen schwimmen. Alle ihre Schriften haben eine fast unnachahmliche Zierlichkeit; die Ordnung, die Methode, die nachdruckvolle Deutlichkeit ist ihnen eigen; alles Ueberflüßige, alles Geringschätzige, alles Nachläßige fällt aus ihrem Vortrag weg; jeder Gedanke erscheint in seinem rührendesten Licht. Auch wenn sie spielend über die Oberfläche hinschauen, so geschiehet es mit einem dergestalt durchstechenden Auge, daß sie mit jedem Blicke scheinen in die Tie-

fen einer Wissenschaft unterzutauchen. Sie sind entscheidend mit Würde und feurig mit Anmuth, vor allen Völkern zu der nie genug zu preisenden Wissenschaft geschickt, zugleich Gelehrte und Menschen zu seyn, bey der mitternächtlichen Lampe zu staunen, und doch nicht Pedanten zu werden.

Die Franzosen haben vorzüglich den Wissenschaften eine attische Anmuth geliehen. Ihr Theater übertrift, im Ganzen genommen, das Theater aller heutigen Völker. Die nützlichste und angenehmste aller Künste, die Lebensart und die Geselligkeit haben sie höher gebracht, als keine Nation. Sie haben die Naturkunde, die Staatsklugheit, die Handlung, die Finanzen, und die bildende Künste, sehr nahe zu ihrer Vollkommenheit erhoben. Die zahlreichen Stellen und Belohnungen für Gelehrte von allen Arten machen aber auch einen grossen Vorzug für Frankreich aus, sie erwecken den Fleiß und die Begierde zu übertreffen, und sie haben in der Astronomie und in der Kriegskunst diese Nation

zu einem hohen Grade des Ruhmes erhoben. Die Philosophie gewinnt täglich bey ihnen einen breitern Fuß; die Menschen denken itzt über alles, und die Franzosen so viel als alle Menschen. Hätten doch ihre erlauchten Männer ihre Häupter nicht zu sehr vor einem Geschlechte gebogen, das allen Kleinigkeiten einen hohen Werth, und allem was wahrhaftig gros ist, eine lächerliche Gestalt zu geben weis; vor einem Geschlechte, dem wir die Herrschaft der Herzen freudig abtreten, wenn es uns die Herrschaft über die Gemüther läßt.

Noch giebt es eine andere Art von billiger Selbstschätzung, die durch die edelsten Vorzüge bey einem Volke erwecket, von einem sehr oft misverstandenen Nutzen ist, aber mir auch alles scheint, was sich grosses denken läßt. Ich rede von dem Geiste der Freyheit, der durch die Werke der Engländer in die Herzen der Franzosen übergieng, und einem Parisischen Philosoph im siebenten Stockwerk den gerechten und nothwen-

digen Stolz giebt, der aus dem Adel und der Freyheit seines Standes fließt. Dieser Geist dient der Menschheit zur Ehre, und der seufzenden Natur zum Trost, so oft er auf eine geschickte Weise gebraucht wird, der Welt den Staub der Vorurtheile aus den Augen zu blasen. Die Engländer halten die Franzosen für eine Nation von Sklaven. Es ist lächerlich, sie als Sklaven zu verachten, da eine Menge Franzosen im Angesichte des Thrones so freye Seelen haben, als der freyeste Engländer; und da einige von den Encyclopedisten entschloßnere Republikaner sind, als die meisten Lehrer der Rechte in Holland und der Schweitz. Man kennet diese Helden. Mit einer edeln und freyen Beredsamkeit entdecken und behaupten die meisten Französischen Parlamente den wahren Nutzen ihres Monarchen; vor dem Throne streuen sie den Segen und die Liebe aller Stände aus, um von daher in die Palläste der Grossen, und unter das demüthige Dach der Armuth, die Sicherheit,

den

den Frieden, und die Hofnung besserer Zeiten zu bringen. Ihr Herz ist auch in der Unterdrückung erhaben, ihr Geist alles zu denken geschäftig, was edel und groß ist; und bereit, mit Verachtung ihrer Ruhe, ihrer Güter, ihrer Ehrenstellen, die redliche Wahrheit aus der erhitzten Brust wegzusprechen. Diese Art von Freyheit besteht in dem freyen Gebrauche seiner Einsichten, sie entspringet nicht aus der Regierungsform, sondern aus der Philosophie; sie ist weit edler, weil ihre Herkunft edler ist. Unendlich stolz kann darum eine Nation seyn, die frey denket, nicht weil sie darf, sondern weil sie nicht darf.

In dem Herze einer Nation entstehet also durch die Verdienste ihrer Mitbürger in Künsten und Wissenschaften ein gerechter Stolz; und dieser erhöhet ein Volk, so lange er in seinen Schranken bleibt, durch gesunde Vernunft und

Philosophie den Aberglauben und die alte Vorurtheile verdränget; und den Geist der Freyheit um desto kräftiger empor bringt, je mehr die verschiedene Grundsätze und Meinungen einer Nation in grosser Gährung sind.

XIV. Cap.

XIV. Cap.

Von

dem Stolze, der bey einer Nation durch die Regierungsform erwecket wird.

Gleichwie man noch mit ehrfurchtsvollen Augen einen alten Tempel in seinen Ruinen betrachtet, so machen auch die Gesetze und Einrichtungen eines Staates bis auf den kleinsten Ueberrest von Freyheit, dem Geiste den nehmlichen Eindruck.

Der Stolz auf die Regierungsform eines Landes ist die Empfindung von dem hohen und vorzüglichen Werthe dieser Regierungsform. Ein wil-

der,

der, ungestümmer, gesetzloser Kopf preiset über alles die Democratie; ein ehrliebender die Monarchie; ein gemeiner Geist giebt der Regierungsform den Vorzug, wo die meisten Vortheile für seine Person aus der Einrichtung des Staates fliessen; ein edler Geist der Regierungsform, wo er die gröste Anzahl Menschen glücklich sieht. Ueberhaupt bemerket man den meisten und auch meines Erachtens den gegründetesten Stolz in solchen Ländern, wo man am meisten von seinen Pflichten, und am wenigsten von den Menschen abhängt; und wo man also, so viel als möglich, von der bürgerlichen Freyheit behält.

Es ist für jede Regierung ausnehmend schwer, die Empfindung von ihrem vorzüglichen Werthe bey ihren Untergebenen zu erwecken. Allein es soll für den Untergebenen nicht schwer seyn, die Regierungsform seines Landes zu lieben, die ihm nach den göttlichen und menschlichen Gesetzen allemal verehrungswürdig seyn muß. Ein vernünftiger Mann findet sich durchgehends unter gemäs-

sig-

sigten Regierungen glücklich; jeder Funke von innwendiger Zufriedenheit kann alles um ihn her verschönern. Wider die besten Regierungen führet man zwar oft die meisten Klagen. Aber die grossen Früchte der Gesetze und Anordnungen sind unsichtbar, und ohne äusserlichen Schein; hingegen fallen die allerkleinsten und davon unzertrennlichsten Uebel in die Augen, und rühren durch die scheußlichsten Schreckenbilder den hirnlosen Pöbel.

Unter den Palmen der bürgerlichen Freyheit ist man in Republiken und in Monarchien glücklich; in Republicken von Rechtes wegen, in Monarchien von ungefähr. Allemal da, wo gute Gesetze mehr als die Menschen meister sind, oder wo ein würdiger Fürst das Gesetz ist.

XV. Cap.

Von

dem republikanischen Stolze.

Man ist in allen Republiken stolz. Aber ich würde hier am unrechten Orte von dem Stolze derjenigen Republiken reden, in welchen man einen Republikaner bey Tage mit der Laterne sucht.

Für einen Republikaner halte ich den Mann, dem die Liebe der Freyheit, des Vaterlandes, der Gesetze, und die Vermaledeyung des Despotismus über alles gilt. Andere mögen was anders glauben, ich lasse jedem seinen Wahn; doch bin ich keineswegs in Abrede, daß es auch

grosse

grosse republikanische Seelen in Monarchien, und Hundsseelen in Republiken geben müßte, wenn mein Begrif von einem Republikaner das Unglück hätte wahr zu seyn.

Der Stolz in Republiken beziehet sich auf die Vortheile der Freyheit, der Gleichheit, und der Sicherheit. Die Freyheit ist derjenige Zustand des Menschen, darinn er von keinem äusserlichen Zwange abgehalten wird, nach überlegten Bewegungsgründen seine Handlungen einzurichten, wenn sie gut sind. Der Wille soll unsern Einsichten unterworfen seyn, weil wir nichts ohne Grund wollen können. Will der Mensch in dem gesellschaftlichen Zustande etwas Böses, so widerstehet ihm allemal eine Macht, die ihn an der Vollbringung desselben hindert, wenn er ihrer Stimme Gehör giebt. Aber diese Macht nimmt ihm seine ursprüngliche Freyheit nicht, ob uns gleich die Freyheit in dem gesellschaftlichen Zustande nur erlaubt, unsern wahren Bedürfnissen auf eine unschuldige Weise ein Genügen zu leisten;

sten; erlaubt sie mehr, so wird sie zur Ungebundenheit. Dieser Begrif von der Freyheit beziehet sich grade auf den Zustand des Republikaners; er will, so lange als ihm die Gesetze nicht zuwider sind.

Maulesel gehen zwar auch am Rande eines Abgrundes sicher, wofern man ihnen nur ihren Willen läßt. Aber so glücklich sind die Menschen nicht, denn ohne Gesetze könnte die Freyheit in dem gesellschaftlichen Zustande nicht platz haben; der Wille ist nicht allemal durch die nöthigen Einsichten geleitet, und oft sind die Gesetze selbst nicht stark genug, den Menschen in billigen Schranken zu halten. Man hat daher in allen Republiken einer Anzahl um das Vaterland verdienter, oder dem Vaterlande zu dienen würdig geachteter Bürger, die Sorgfalt aufgetragen, für die Gesetze zu wachen, dieselben in Ausübung zu bringen, und bey veränderten Umständen in eine neue Gestalt. Die Freyheit bestehet also

nicht

nicht darinn, daß man keine höhere Macht auf Erden über sich habe, sondern darinn, daß diese höhere Macht nicht von dem unbedingten Willen eines einzigen abhange. Wo der unbedingte Wille von vielen die höchste Gewalt ist, da müssen doch allemal Gesetze seyn, damit nicht einer alle übrigen unterjoche; wo Gesetze sind, da ist der höchste Herr im Lande ihr erster Unterthan; wo niemand von der Unterwürfigkeit der Gesetze ausgenommen wird, da ist keiner des andern Sklave.

Die freyesten Regierungsformen haben immer die genaueste Unterwürfigkeit gefodert, weil sich die Freyheit durch die Aufrechthaltung der Gesetze erhält. Ihren Untergebenen den Gehorsam in den kleinsten und gleichgültigsten Dingen anzugewöhnen, liessen die Oberaufseher von Sparta bey Antretung ihres Amtes unter dem Schall der Trompeten befehlen, alle Spartaner sollen ihre Stutzbärte abschneiden. Denn sie wollten alle ihre Gesetze eben so willig und eben so unfehl-

fehlbar befolget wissen, als das Gesetz, welches einen jungen Menschen berechtigte, einen alten Mann, der eine junge Frau hatte, um Erlaubnis zu bitten, ihr zu einem Kinde zu verhelfen.

Die republikanische Freyheit läßt also dem Menschen von seinen ursprünglichen Rechten so viel, als er ohne Nachtheil der gesellschaftlichen Rechte besitzen kann. Das Freyseyn von jenem erbarmungswürdigen Schicksal, wo der Mensch von seiner natürlichen Würde heruntergetreten, nicht nur eine Sklave ist, weil er einer seyn will, sondern weil er einer seyn muß, öfnet den Geist, erweitert die Begriffe, stärket die Seele, und giebt jedem Gedanken Feuer, Kühnheit, und Nachdruck. Derjenige athmet Freyheit im edeln Busen, dem alle Ketten abscheulich sind, die goldenen der Fürsten, und die republikanischen, die man nicht einmal übergolden kann; jeder schönen Seele letzter Wunsch am Hofe ist schwarzes Brodt und Freyheit. Hier treibet ihre alles belebende Kraft, eine gewisse natürliche

schmuck-

schmucklose Beredsamkeit hervor, von der die wichtigsten bürgerlichen und Staatsangelegenheiten abhangen, indem sie das geschickteste Werkzeug ist, die Menge bald zu besänftigen, bald zu erwecken, oft zu überzeugen, und oft ohne Ueberzeugung zu bereden. Dort dähnt sie ihre milde Gewalt bis auf die Philosophie aus, weil diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, die sie nackend ausziehn.

Die Gleichheit wird sonst nur für einen Vorzug derjenigen Republiken gehalten, wo jeder das Recht hat zu den ersten Würden des Staates zu gelangen, wo überhaupt ihre Vergebung von dem Volke abhängt, und wo man keine dieser Würden erbt. Aber das System von der rechtskräftigen Gleichheit aller Menschen ist falsch, weil die Gesellschaft jeden Menschen nur nach der wahrscheinlichen Verhältnis von seinem Vermögen zum allgemeinen Besten schätzen kann, und weil diese mögliche Verhältniß fürwahr nicht in gleichem Maaße fortläuft, wie die einfache

Zahl der Menschen; das ist, weil die Anzahl der Seelen nicht so groß ist, als die Anzahl der Bürger. Ein einziger Bürger, der sein Vaterland errettet, ist so viel werth als hunderttausend Bürger, und er sollte so viel Gehör finden, als alle hunderttausend. Durch den Stand der rechtskräftigen Gleichheit verstehe ich darum überhaupt den Zustand, in welchem jeder Bürger, in gleichem Maaße über alle Gewaltthätigkeiten erhoben, natürlicher Weise stolz wird, weil er keinen andern Bürger fürchtet.

So viel Gleichheit bemerket man noch in allen freyen Ländern, wo der kleinere nicht vor dem grössern, sondern nur vor den Gesetzen erschrickt, weil beyde Knechte der Gesetze sind; wo man für keinen Verbrecher gehalten wird, ob man gleich von einem Grossen gehasset ist; und wo man auch dem Armen noch den Rang eines Menschen läßt. Die Gleichheit hat den Urhebern der alten Republiken so unumgänglich nöthig

nöthig geschienen, daß sie vollends ihre Ländereyen unter jeden Bürger gleich austheilten; ein kräftiges, aber itzt chimärisches Mittel, die Liebe und Treue gegen das Vaterland zu vermehren. In spätern Zeiten hielt man noch allemal die Anmassung eines allzugrossen persönlichen Ansehens für eine Sünde wider den Staat; weil freilich da, wo ein einziger über dem Gesetze ist, alle übrigen von diesem einzigen abhangen. Der Ostracimus ward allein in der Absicht eingeführet, um Athen vor der Uebermacht der starken Köpfe über die schwachen zu verwahren.

Aus solchen Grundsätzen verdammten einst die Venetianer einen aus ihrem Magistrat zum Tode, weil er plötzlich einen heftigen Aufruhr gestillet hatte; denn sie sagten, derjenige, der einen solchen Aufruhr zu stillen vermag, kann auch einen erregen. Darum ist man in einigen neuern Republiken nicht ungestraft vom Adel, nicht ungestraft reich, nicht ungestraft gerecht, nicht ungestraft geschickt. Anstatt nur mit dem Neide

 seiner

seiner rechtmäßigen Nebenbuhler im Gefechte zu seyn, hat da der gröste Geist in jedem Esel einen Nebenbuhler. Darum sagte auch einst ein Bauer aus dem Canton Apenzell meinem lieben Doctor Hirzel, die Einwohner einer gewissen republikanischen Stadt haben einem ihrer Mitbürger nur deswegen den Kopf abhauen lassen, weil er ihr einziger Kopf war.

Selbst bey der rechtskräftigen Ungleichheit der Stände und des Ansehens, wird in einigen neuern Republiken der äusserliche Schein der Gleichheit bestmöglichst beybehalten. Die Herren behandeln sich untereinander, als wenn sie alle von gleichem Adel wären, als wenn sie alle dieselben Glücksgüter besässen, als wenn sie alle gleich viel Verstand, gleich viel Einsicht, gleich viel Tugenden hätten. Ohne den Schirm einer hohen Stelle ist das Verdienst da allemal der Brennpunkt des Neides. Hingegen begegnen diese Herren zusammengenommen den Unterthanen

ihrer

ihrer Republiken mit Sanftmuth, mit Höflichkeit, mit Liebe; sie scheinen alle nach jenen wolthätigen Tugenden zu streben, dem Werke einer aufgeklärten Vernunft, und der wahren Ursach, warum man lieber über glückliche und freye Menschen Herr ist, als über eine Heerde Sklaven. Das Carnaval zu Venedig ist in keiner andern Absicht gestiftet, als die grosse Ungleichheit der Stände dieser Republik einige Monate im Jahre unter gleichen Masken zu verbergen. Sogar Cosmus von Medicis übte in Florenz seine Herrschaft über ein Volk, das die Freyheit für das höchste Gut hielt, ohne einiges äusseres Merkmal aus, welches ihn von andern Bürgern unterschieden hätte; und, wie er selbst sagte, im Caputrocke.

Die billigste Selbstschätzung eines Republikaners beziehet sich auf das Gefühl seiner Sicherheit. Diesen Vorzug vermisset man zwar oft in Democratien, für die mehrentheils eine kluge Freyheit ein heftiger Zustand ist, worinn die mensch-

menschliche Natur nicht lange bleibet. Man vermissete ihn bey den Griechen da, wo sich alles unter die Laune einer stolzen blinden und zornigen Menge bog, die in allem ausschweifete, und morgen mit Wuth verdammte, was sie heute mit Entzückung gut hieß. Man vermissete diesen Vorzug am meisten in Athen, wo die Gewalt des Volkes keine Schranken hatte, und der Magistrat einen leeren Namen, wo die Befehle des Rathes abgewendet und seine Urtheile zernichtet wurden, wenn sie einem übermüthigen Volke nicht einleuchteten, dessen Versammlungen sehr oft nichts anders waren, als eine feyerliche Einladung zur Ungerechtigkeit.

Sicher ist man hingegen in Republiken von vermischter Regierungsform; und vorzüglich in denjenigen aristokratischen Staaten, die durch die Dauerhaftigkeit ihrer Gesetze und die Würde ihrer Herrschaft am meisten mit einer gemäßigten Monarchie übereinkommen, und eben dadurch alle übrige republikanischen Regierungsformen über-

übertreffen. Unter einer solchen Verfassung widerfährt jedem Unterthan Gerechtigkeit; auch siehet man Stilete und Taschenpistolen nur jenseits den Gebürgen, wo die Gerechtigkeit entweder feil, oder zu langsam, oder zu kostbar ist. Jeder behält das seine, er schätzet sich schon glücklich, weil er seinen Acker für sich pflüget, und weil ihm die anderswo durch ungeheure Auflagen erhaltene Freyheit nichts kostet. Herr und Meister von sich selbst, giebt er niemand Rechnung von seinen Einkünften, von seinem Thun und Lassen; und den Willen eines einzigen kann jeder genügsame Bürger verlachen. Niemals reget sich darum ein edler Stolz so sehr in dem Busen eines Republikaners, als wenn er seine Augen auf einen despotischen Staat wirft, wo alles von dem blinden Willen eines einzigen abhängt.

Es verhält sich mit dem Despotismus in den Staaten, wie mit der Bösartigkeit in den Krankheiten; in den einen ist er die Hauptkrankheit, in den andern ein herbeygeschlichener Zufall. Aber

überhaupt befindet sich jeder einzele Mensch in der Gefahr ein Despot zu werden, wenn er dazu die Gewalt hat; weil gar zu gern jeder Mensch seinen Willen zum Gesetze macht. Die Sucht Leuten, die uns gleich sind zu befehlen, ist die herrschende Leidenschaft des menschlichen Geistes; der Uebermuth dringt in alle Köpfe, aber am meisten in schwache. In jeder Republik hätte man einen Despot auf dem Nacken, wenn man niederträchtig genug wäre, einem einzigen Bürger eine kriechende Unterwürfigkeit zu zeigen. Man erzählet Beyspiele von kleinen frey seyn wollenden Städten, in welchen gleichwol das ganze kleine Publicum den Willen eines einzigen wie ein Haufen frommer Schafe befolgte, wo man gelassen den Despotismus für ein Familienrecht hielt, und vollends für ein Kunkellehn. Blinde merken, was in solcher Busen lodert, die in Städten dieser Art ergötzliche Todfeinde aller Patrioten in Europa sind; und die von jedem Verfechter der gesetzmäßigen Freyheit in irgend

einem

einem freyen Lande, mit hervorgedrucktem Kinn behaupten, er sey ein Rebell.

Doch ich rede hier allein von dem Despotismus, der mit Leibwachen umgeben, auf dem Fürstenstuhle, auf dem Throne, oder dichte dabey sitzt; indeß da alle Untergebene dem eisernen Scepter gehorchen, und Grundsätze für gut halten müssen, die eine ganze Nation um ihr tägliches Brodt bringen.

In solchen Ländern hat nur der Despot einen Willen. Auch thut er alles, was er will, und er will nichts, als was die Rechte der Menschheit verletzet; alles muß vor Gott und den Menschen erlaubt seyn, wornach sein Herz gelüstet; und es gelüstet immer nach dem unerlaubten. Cambises, der Nachfolger des Cyrus, wollte seine Schwester heurathen; er fragte seine Rechtsgelehrten, ob kein Gesetz solche Heurathen erlaube? Diese Rechtsgelehrten waren wirklich so sinnreich, als sie es zuweilen in unsern Tagen

sind;

sind; sie sagten, kein Gesetz erlaube die Heurathen unter Bruder und Schwester. Aber es finde sich eines, das dem König alles erlaube, was ihn gut dünkt.

Dies ist das ganze Gesetz des Despoten, der auf dem Throne sitzt; oder jener Despoten des Zwischenraumes von Monarch und Unterthan; oder jener adelichen Despoten, die ein uneingeschränktes Recht über Leben und Tod ihrer leibeigenen Bauern haben. Unbekannt mit dem Gefühle der Menschlichkeit hält ein Despot seine Unterthanen für Vieh, das zum Elend in die Welt geworfen, am Joche leben und sterben soll; das man nähret, nur damit es zur Arbeit geschickt sey; das man in seinen Krankheiten verpfleget, nur damit es nützlich in der Gesundheit werde; das man mästet, um sein Fett zu verzehren; und das man schindet, um mit der einten Fell andere in das gleiche Joch zu spannen.

Darum haben die Unterthanen einer despotischen Regierung ein so bettelhaftes Ansehen. Darum sind ihre Häuser klein, das Geräthe elend, ihr ganzer Aufzug armselig, sie und ihr Vieh das Ebenbild des Hungers. Darum sieht man keinen Hund in leidlichem Zustande. Darum höret man nirgends keine Singvögel in Gärten, Hölzern, und Büschen; alles ist traurig und einsam, weil die armen Vögel in andere Gegenden fliehen, um vor den Verfolgungen der Bauern sicher zu seyn, die sich alle Mühe geben, sie aus Hunger wegzufangen. Darum liegen die Felder uneingezäunt, und werden mit Verdruß und Widerwillen bestellt. Darum sieht man weder Wiesen noch Brache, keinen hinlänglichen Viehstand zum Dünger, keine Pferde zum Ackerbau; und zuweilen weiter nichts als einen Esel, eine lahme Kuh, und einen Bock vor dem Pfluge zusammen gespannt. Darum werden die Bauern durch das Elend, welches sie von der Unterdrückung und Härte ihrer Regierung aus-

ste-

stehen müssen, oft zur Wuth und Verzweiflung gereitzt.

Wie sollte der Herr in seinem Ueberflusse die Noth, den Jammer, und das allgemeine Erstarren seiner hungrigen Provinzen sehen? ruhig und stille nimmt er, so lange man bringt. Alles um ihn her verbindet sich, um ihm seine Augen vor den Thränen seines Volkes zu schliessen, und die mäßigsten Klagen wider seine Räthe straft er als Laster der beleidigten Majestät. Seine Veziere hören nicht auf ihm zu sagen, er vermöge alles, damit er ihnen erlaube alles zu dürfen; sie rufen ihm in demselben Augenblicke zu, sein Volk sey glücklich, da sie beschäftigt sind, ihm die letzten Tropfen von seinem Schweis und Blut auszudrücken. Und wenn sie zuweilen die Kräfte des Volkes noch in Erwägung ziehen, so scheint es, ihre Absicht sey allein zu berechnen, wie manchen Augenblick es unter ihrem Drucke noch leiden könne, ohne den Geist aufzugeben.

Dies

Dies alles wiederfuhr in Marocco, seitdem es die Scherifs unter ihr Joch gebracht; die Religion, die Gesetze, die alten Gewonheiten und eingesogenen Vorurtheile, verbinden sich alle, den Monarchen dieses Landes unbeschränkt zu machen, und die Unterthanen zu einer verächtlichen Heerde, ohne Wirksamkeit, und ohne Willen. Seine Gewalt erstrecket sich nicht nur über ihr Leben und Eigenthum, sondern sogar über ihr Gewissen, von welchem er als ein Repräsentant des grossen Muhammed der geistliche Führer ist. Von der Kindheit her ist das Volk in dem Wahn auferzogen, daß auf Befehl des Kaysers sterben, ein Recht zum Paradiese giebt; und die Ehre durch seine eigene Hand hingerichtet zu werden, eine Ansprache auf einen höhern Grad von Seligkeit. Dieses erkläret die Beyspiele von Grausamkeit, Unterdrückung, und Tyranney an der einen Seite; von Knechtschaft, Unterwürfigkeit, und Elend an der andern. Der Kayser ist auf einmal der Gesetzgeber, Richter,

und wenn er will, auch der Henker seines Volkes; der einzige Erbe von ihrem Hab und Gut, der den nächsten Anverwandten nur so viel davon abgiebt, als ihn gut dünkt. Doch erlaubet er in geistlichen Dingen dem Mufty einen Schatten von Macht, und seinem geringsten Unterthan das Recht, einen Proceß mit ihm anzufangen, der allemal den Kläger unvermeidlich in das Verderben stürzt.

Muley Ismael, Kayser von Marocco, hat während seiner Regierung vierzigtausend von seinen Unterthanen mit eigener Hand umgebracht. Er liebte jedoch auf eine ganz besondere Art das Recht; einer von seinen Bedienten beklagte sich, daß sein Weib sich zur Gewohnheit gemacht, im Unwillen ihn bey dem Barte zu fassen; der Kayser war über dieses Weib sehr ungehalten, und damit sie sich an der Majestät seines Beamten nicht mehr vergreife, ließ er ihm Haar für Haar den Bart aus der Wurzel reissen. Er sah einen andern seiner Beamten auf der Strasse ei-

ne Heerde Schafe vor sich hertreiben; wem gehören diese Schafe, fragte der Kayser? der Beamte antwortete in tiefer Unterthänigkeit, sie sind mein, o Jsmael, Sohn des Elcherif, aus dem Stamme Hassan; dein, du Bösewicht, sprach der sogenannte Knecht des Herrn, ich glaubte, daß ich der einzige Eigenthümer in meinem Lande sey; worauf er dem Unglücklichen eine Lanze durch das Herz stach, und die Schafe unter seine Leibwache vertheilte. Die einzige gute Sache, die Muley Jsmael in seinem Leben verrichtet zu haben schien, bestand darinn, daß er sein Land von unzählbaren Diebesbanden befreyte; aber auch diese Gutthat hatte das Gepräge eines Bluthunds; er ließ Männer, Weiber, und Kinder in einer grossen Weite um den Ort herum todt schlagen, wo ein Diebstal begangen worden. Bey der Verhör eines fremden Abgesandten war Muley insgemein in einem offenen Hofe zu Pferd, um ihn herum standen seine Beamten mit entblösten Füssen; zitternd, an die Erde gebogen,

und bey jedem Worte, das er aussprach, schrien sie, groß ist die Weisheit unsers Herrn, die Stimme unsers Herrn ist wie die Stimme eines Engels vom Himmel. Aber der Herr ließ niemals keinen Abgesandten von sich, ohne ihm seine Geschicklichkeit und Fertigkeit in Ermordung einiger seiner Unterthanen zu zeigen; und so endete sich insgemein die Feyer dieses Tages.

Zwar handeln alle Despoten nicht auf gleiche Weise, aber doch immer nach demselbigen Grundsatze, daß ihr Wille das einzige Gesetz sey. Ich erspare mir das Misvergnügen, meine Beyspiele von dem Betragen christlicher Fürsten zu entlehnen, deren Wollust freilich eher darinnen bestehet, Menschen zu zeugen, als Menschen zu morden; aber die in allen übrigen Absichten eben so ungebundene Verbrecher wider die Menschheit schienen, wenn einer unter ihnen im Namen aller das Herz hätte, mit dem Herzog Johann Galeaz von Mayland zu sagen: daß er blos deswegen die Räuber aus seinem Lande vertilgen lasse,

damit

damit er der einzige von diesem Handwerk darinn sey.

Asien ist aber der Welttheil, wo die Tyranney unaufhörlich wachet, unter dem Vorwand der Vortheile eines Augenblickes dauerhafte Grundsätze der Zerstörung festsetzt, ganze Völker in Thränen schwimmen läßt, damit die Grossen und ihre Häscher im Ueberflusse leben; damit die Befehlshaber die Streiche der Tyranney dem Lande widergeben können, die sie von ihrem Herrn empfangen. Das Eigenthumsrecht in Ansehung der Ländereyen ist in der Türkey, in Persien, und in dem Mogolischen Reiche aufgehoben; der Befehlshaber der Provinz sagt, warum sollte ich nicht Wolf seyn, weil ich Herr vom Schafstall bin; der Bauer sagt, warum sollte ich für einen Tyrann arbeiten, der mir morgen alles wegnimmt, was ich heute mit meinem Schweisse erringe. Die türkischen Bassen sind nicht zufrieden, auf ihren Reisen alles, was den Bauern gehöret, und sich aufzehren läßt, aufzuzehren;

wenn sie sich und ihrem zahlreichen Gefolge den Magen gefüllet, so haben sie noch die Unverschämtheit, das sogenannte Zahngeld einzutreiben; eine Erkenntlichkeit für die Anwendung ihrer Zähne, die sie abgenutzet haben, da sie den Bauern die Ehre thaten, ihre Speisen zu verschlingen. Darum machen uns die Reisebeschreiber von den Asiatischen Staaten so schaudrichte Gemälde; darum sagen sie uns, das vormals so glückliche Mesopotamien, das gesegnete Palestina, die bewunderungswürdigen Ebenen von Antiochien, seyen itzt beynahe so elend, so öde, als die heutige Campagna von Rom; die nackt und dürre ist, von Einwohnern entblöst, ohne Zaun, Kornfelder, Hecken, Bäume, Häuser, ja so gar fast ohne die geringste Hütte.

In dem gesitteten China ist die Macht des Kaysers unumschränkt. Er stellt eine Art von Gottheit vor, die Ehrerbietung gegen ihn steigt bis zur Anbetung, seine Reden werden wie Orakel angesehen, und seine Aussprüche werden befol-

folget, als wenn sie von dem hohen Himmel kämen. In Persien werden die Befehle des Königs vollzogen, obgleich der König besoffen war, als er sie gab. In Japan glaubt man, daß es unter der Majestät des Kaysers sey, gelinder als mit dem Tode zu strafen.

Der Wechsel des Glückes ist nirgends so groß, wie in den despotischen Staaten. Persische Prinzen von königlichem Geblüte waren gezwungen Schulvorsteher zu werden; Kouli Chan ließ verschiedenen seiner Minister dieses einzige Mittel übrig, sich zu ernähren. In Constantinopel sind die Grossen des Hofes stündlich ihrem Sturze ausgesetzet; das lange Leben desjenigen, der auch am glücklichsten daselbst seine Rolle spielt, ist nichts als Ungewißheit, Argwohn, und Schrecken. Man sah in China unter der letzten Dynastie wirkliche Prinzen vom kayserlichen Geblüte Träger werden, die von andern Trägern nur dadurch unterschieden waren, daß sie sich gelber

seidener Tragbänder bedienten; weil diese Farbe allein der kayserlichen Familie erlaubet ist.

Ein Prügel vertritt in China die Stelle der Gesetze. Die Tribunale dieses grossen Reiches lassen ihre sogenannte väterliche Züchtigung in zwanzig harten Stockschlägen bestehen, denen Leute von Ansehen wie die von geringem Stande unterworfen sind. Die kleinsten Fehler in Worten oder Gebehrden ziehen den Prügel nach sich. Wenn der Schuldige zur Gnüge abgeschmiert ist, so fällt er vor dem Richter auf die Knie, bückt sich dreymal mit der Stirn an die Erde, und dankt ihm für die Sorge, die er für seine Auferziehung nimmt.

Die Macht des Kaysers von China gründet sich, wie die Macht aller Despoten, auf die Feigheit seiner Unterthanen. Die Niederträchtigkeit der Chineser ist so groß, daß sie nicht einmal die Sklaverey für schändlich halten. Ein grosser Tartarischer oder Chinesischer Mandarin hat eine

Menge

Menge Sklaven in seinem Dienste, er selbst ist sehr oft der Sklave eines Herrn vom Hofe, der ebenfalls ein Sklave des Kaysers ist. In ihren Ketten haben die Chineser alles verloren, sogar die Begierde sie abzuwerfen.

Der Despotismus soll nirgends so milde gewesen seyn, als in dem Königreiche Tanschaur. Raguola Naicker, der in dem abgewichenen Jahrhundert auf diesem Throne saß, war so gerecht, daß sein Andenken noch immer heilig ist. Er nahm seinen Unterthanen nur zween Drittel von den Früchten der Erde weg, und bey Nacht ließ er die Unglücklichen aufsuchen, die Hülfe möchten nöthig haben.

Ein ächter Republikaner muß also nothwendig auf eine freye und sichere Verfassung stolz seyn, wenn er betrachtet, daß es in der moralischen Welt, wie in der physischen, grosse und kleine Ammeissen giebt, zwischen welchen ein so grimmiger natürlicher Haß ist, daß die Grössern nicht ruhen, bis sie die Kleinern vollkommen vertilget.

XVI. Cap.

Von

dem Stolze in Monarchien.

Gelesen habe ich irgendwo, daß die Menschen selten würdig seyen sich selbst zu regieren, und daß ihre Eitelkeit weniger ungedultig die Oberherrschaft eines einzigen leide, als die Gleichheit von vielen.

Eigene Gedanken über solche Gegenstände äussert man in Republiken nicht. Auch trete ich mehrentheils in diesem ganzen Capitel ab, indeß da von Unterthanen monarchischer Staaten gemachte Beobachtungen und Anmerkungen an der Stelle meiner eigenen Gedanken erscheinen, um

die

die Art und Weise begreiflich zu machen, wie die monarchische Regierungsform das Herz erhebet.

Durch den Stolz in monarchischen Staaten verstehe ich die Erhabenheit, die ein ganzes Volk fühlt, wenn es sich durch die Person seines Monarchen vorzüglich beglückt findet. Die Macht gutes zu thun ohne Einschränkung, die Macht böses zu thun ohne den Willen, verspricht einem Volke göldene Tage, so lange der Wille des einzigen durch grosse und gute Einsichten geleitet ist. Die Schale des Reiches, das in Europa seine Augen am meisten auf seinen König heftet, wird so oft über alle andere Reiche der Erde steigen, als sein König das ist, was er seyn soll.

In unsern Tagen ist der Unterthan eines Monarchen noch lange nicht eine niedrige Creatur, wenn er es nicht aus thörichter Furchtsamkeit seyn will. Wir sehen wolthätige Monarchen auf den Thronen von Europa, Freunde der friedsamen Tugenden, der Wissenschaften und der Künste, Väter ihres Volkes, gekrönte Bürger; und ih-

nen zur Seite Minister, die Kronen verdienen. Dieses äusserst gemäßigte Wesen unserer Monarchien kannten die alten nicht; ihre Regierungen waren entweder republikanisch, oder despotisch. Sie wußten nicht, daß einst die wüsten Zeiten vorbey seyn würden, in welchen sich ein Tyrann zum eigenmächtigen Herrn über unsere Handlungen aufgeworfen hat; und daß einst in Monarchien der Unterthan Bürger seyn würde, so wie in den freyesten Republiken der Bürger Unterthan ist. Sie wußten nicht, daß man einst von gesitteten Monarchien werde sagen können, was sie von ihren Republiken sagten, daß die Gesetze in denselben herrschen, und nicht die Menschen. Sie wußten nicht, daß unter den heiligen Schatten der monarchischen Gewalt, Ordnung, Methode, und Beständigkeit möglich ist; daß man darinn bey seinem Eigenthum gesichert seyn, sich allenthalben ruhig in dem Bezirke seiner Pflicht einschliessen, und sie ausüben kann; indeß da alle Künste blühen, alles zum Fleisse ermuntert

wird,

wird, und der Monarch friedsam unter seinen Unterthanen lebt wie ein Vater mitten unter seinen Kindern.

Es ist eine Entdeckung von unserm Weltalter, daß ein gewisser Geist der Freyheit auch unter der Regierung eines Monarchen platz findet. Der Freyheitsgeist eines Montesquieu, eines d'Alembert, eines Helvetius, eines Mably, eines Chalotais, eines Thomas, eines Mormontel, und so vieler anderer Franzosen vom ersten Range, ist die gröste Satire auf die Denkungsart aller angeblichen Republikaner, bringt so grosse Dinge hervor, und trägt zu dem allgemeinen Glücke so viel bey, als die Freyheit selbst. Alles kommt hier auf die Person des Monarchen, oder seines ersten Ministers an. Man siehet allenthalben, daß ihre Sitten auf die Freyheit so viel vermögen, als die Gesetze; daß sie aus Menschen Thiere machen können, und aus Thieren Menschen; daß sie Unterthanen haben werden, wenn sie freye Seelen lieben; daß sie Sklaven haben werden,

wenn

wenn sie kleine Seelen lieben. Der Herzog von Choiseul hat seinen Namen für die späteste Nachwelt liebenswürdig gemacht, indem er die besten Köpfe von Frankreich aufgefordert, die Grundsätze seiner Verwaltung, und ihre Wirkung auf das Glück oder Unglück dieses grossen Reiches zu prüfen, und zu beurtheilen; und vollends ihnen versprochen, ihre Untersuchungen zu nützen. Diese in einem äusserst monarchischen Staate so edelmüthig verlangte Freymüthigkeit wäre in mancher Republik ein Verbrechen wider den Staat; da sie hingegen in Versailles allbereit solche Edicte ausgewirket, welche die Macht und das Ansehen von Frankreich erhöhen müssen, wofern man sie mit Standhaftigkeit gegen den zerstörenden Eigennutz durchsetzt.

Alle Kräfte des Geistes und des Herzens kommen bey den Unterthanen eines klugen Monarchen zur Wirksamkeit. In Republiken ist jeder gleichgültige Mensch gut, so wie er ist; und von jedem bessern Kopfe, heißt es, je schlechter je lieber;

denn

denn da fällt sein Thun und Lassen mehrentheils nur dem Neide in die Augen, wo auch darum oft der kühnste Geist sich in Dunkelheit hüllet, und in einer traurigen Unnutzbarkeit lebt. Aber unter dem Auge eines geistvollen Monarchen öfnet sich ein Kampfplatz, wo die Seelen sich üben, wo die Talente ihre Kräfte messen, wo sich der Charakter zeigt, wo sich das Genie entwickelt, wo Einsichten und Tugenden das Gedränge durchbrechen, und ohne Scham sich zeigen dürfen. Die Tugend quillt aus allen Herzen, wo sie geehret ist. Man verschmähet das Gold in Vergleichung mit den schlechtesten Sachen, wenn diese als das Pfand der Erkenntlichkeit und der Achtung des Monarchen gegeben wird. Dieser ist der Magnet, der die grösten Talente und die erhabensten Tugenden anzieht, der Hauch, der sie entwickelt, der Geist, der sie beseelet, der Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit. Die erhabensten Fähigkeiten liegen windstill, wenn sie der Landesfürst nicht hervorruft.

Ein Monarch erhebt sich nicht auf den Schultern seiner Nation um sich der Nachwelt zu zeigen, indem er sie unbemerkt unter sich stehen läßt. Sie ersteiget mit ihm die gleiche Höhe, nur mit dem Unterschied, daß er an der Spitze eines ruhmwürdigen Volkes steht, und sein grosser Name an eines jeden Stirne geschrieben ist. Die Ehre des Monarchen erstreckt sich auf seine Nation; jeder von den grossen Männern, die durch ihre Verdienste an dieser Ehre theil haben, glänzt zwar für sich, aber seine Ehre fällt auf den Monarchen zurück, der ihn zu gebrauchen weis. Darum vereiniget ein König, der regieren kann, die Würde eines ganzen Volkes in sich, darum ist seine Ehre von der Ehre des Vaterlandes nicht getrennt.

Man hat gefunden, daß die Kunst mit Ruhm zu regieren nur ein Talent fodere, nur eine Tugend; diese Tugend ist die Menschen zu lieben, dieses Talent ist sie an den rechten Ort zu stellen. Wenn ein König herzhaft das Gute will, wenn

er

er mit genauer Unterscheidung sich der untrüglichsten Mittel zu dieser Absicht bedient, so fließt die Ehre, die er davon hat, nur zu ihrer Quelle zurück. Ein König, der durch die Bande des Vertrauens und der Liebe alle Theile seines Staates in einen einzigen Körper vereinigt, von dem er die Seele ist, die Bevölkerung und den Fleiß antreibt, den Ackerbau und die Handlung empor hebet, die Künste erwecket und reitzt, die Talente wirksam und die Tugenden fruchtbar macht; ein solcher König sammelt, ohne daß es seinem Volke eine Thräne, und der Welt einen Tropfen Blut kostet, im Schoße des Friedens einen unermeßlichen Schatz von Ehre, die der einerndtet, der ihn gesäet hat, und den die geniessen, die ihn sammeln helfen.

Diese immerwährende Verbindung zwischen der Ehre der Unterthanen und der Ehre des Monarchen ist der Hauptgrundsatz des edeln Stolzes in monarchischen Staaten; jeder Unterthan nimmt von der Ehre seines Monarchen etwas

auf

auf seine Rechnung, so wie der Monarch durch die Ehre glänzt, die ihm seine Unterthanen erwerben.

Auf den Raubgeist eines Monarchen kann zwar keiner von seinen Unterthanen stolz seyn, wenn er bey Sinnen ist. Doch mag derjenige, der im Dienste seines Königes und seines Vaterlandes steht, für eine gute oder schlimme Sache die Waffen tragen, er mag das Schwerdt aus den Händen der Gerechtigkeit oder des Ehrgeitzes empfangen haben; so hält man ihn doch weder für den Richter noch Gewährleister der Projecte, die er ausführt; seine persönliche Ehre ist gesichert, und im Verhältnisse mit der Anstrengung, die sie ihn kostet. Eine ausserordentliche Stärke der Seele, und Talente von der ersten Grösse, können ihn selbst in ihrer Beziehung auf den Jammer der Welt rühren; stolz machen sie ihn nicht. Aber wenn das Losbrechen eines solchen königlichen Genies weit mehr als eine wunderwürdige Entwickelung der Kräfte der Natur,

weit

weit mehr als nur ein Gemälde von gewaltigem Sinne ist; wenn er eine gerechte Sache hat; alsdann erhebet sich auch jede fühlende Seele in einem Staate mit dem König, der von Schweis und Staub bedeket, an der Spitze seiner Unterthanen diese Wunder verrichtet.

Der Unterthan würde sich durch den gerechtesten Stolz erheben, wenn der Monarch die Tage seiner Jugend in der Einsamkeit zugebracht, in den Jahren der Wollüste das Unglück gekennt, und in dem Alter sorgloser Freuden gelernt hätte, König, Philosoph, Gesetzgeber, Held, und Mensch zu seyn.

Der Geist der Nation nähme einen neuen Schwung, Wissenschaften und Künste stiegen in ihren Rang, die Philosophie wäre nicht mehr ein Schulgeschwätz, und Hofjunker würden Philosophen, wenn dieser Monarch auf dem Throne keine von den Schwachheiten hätte, die unter den Grossen für gute Lebensart gelten, und welche man nur den trübseligen Königen verzeihet,

die auf dem Throne Langeweile haben. Die Freyheit im Denken hübe eine heitere Stirn empor, die verhaßte Tugend fände eine Freystatt, und die unterdrückte Unschuld einen Schild; der Verfolgungsgeist flöhe in seine Kreuzgänge, und Cellen; der Verfolgte wäre gerochen, wenn durch ein himmlisches Glück die oberste Macht mit der Philosophie vereinigt, das Laster der beleidigten Rechte der Menschheit vom Throne stürzte. Alle Wege zum Ruhme wären der Nation geöfnet, wenn der Monarch alle Wege zum Ruhme gienge, wenn der Witz in seiner Feder zu Verstand würde, die Geschichte zur Wahrheit, und die Dichtkunst zu Gedanken. Günstlinge würden wahrhaft, und die Staatskunst ehrlich, wenn er von dem Antlitz der Lügen die Larve der Schmeicheley, von dem Antlitz des Betruges die Larve der Staatskunst wegrisse. Die Unschuld würde niemals über ihren Richter weinen, Recht und Gerechtigkeit würden niemals bluten, wenn der Monarch zur Proceßsucht spräche, du bist eine Höllenbrut; und zu ihren Sachwaltern, verhungert.

Der Unterthan würde sich durch den gerechtesten Stolz erheben, wenn dieser Monarch seine Aufmerksamkeit auf den geringsten seiner Unterthanen, wie über seine Freunde erstreckte; wenn er alle erforderliche Maaßregeln ergriffe, um den Bauer so glücklich zu machen als den höchsten Adel; wenn seine Gegenwart den Hof mit dem Schauer seiner Majestät erfüllte, und die Hütte des Landmanns mit Leben und Freude.

Der Geist dieses Monarchen würde seine Heere begeistern, wenn er im Kriege die Beschwerden der Märsche, die Unbequemlichkeiten der Jahrszeit, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens mit seinen Kriegern theilte; wenn er mit Freundlichkeit ihren vorübergehenden Schaaren zulächelte; wenn er mitten in ihre Haufen träte, ihre rauhe Hände in seine faßte, und ihre Seelen mit der heroischen Freude erfüllte, die er selbst bey ihrem Anblicke fühlet; wenn er in ihre Zelten gienge, mit jedem spräche, mit den Muntern frölich, mit den Unglücklichen heiter, ihre

Wunden fühlte, und mit ihnen ihre Schmerzen trüge, ihre Ungedult in ihren Schwachheiten milderte, und ihren Heldengeist im Tode unterstützte; wenn er vor dem Feinde, durch das geschwinde Uebersehen von allem, was zu einem zusammengesetzten Plan nöthig ist, das Künftige durch das Vergangene weissagte; immer den kurzen, den entscheidenden Augenblick ergriffe; mit der Todesfahne in der Hand vor seinen Völkern herführe, und mitten in den Flammen der Schlacht, von Gefahren umzingelt, in den dickesten Haufen der Feinde, mit unerschütterter Gegenwart des Geistes auf einmal Noth und Errettung erblickte.

Den Unterthanen dieses Monarchen würden sich unter unendlichen Gefahren die Tage seiner schrecklichen Grösse nahen, wenn sie die gewaltigsten und zum Streite für die Oberherrschaft der Welt ausgerüsteten Völker wider ihn aufstehen sähen, das Vaterland von allen Seiten bedränget, durch dessen Feinde allenthalben bestürmet, an

seinen Grundpfeilern erschüttert; wenn der Monarch lange keine Ruhe mehr kennete, um seinen Unterthanen Ruhe zu verschaffen; wenn er lange Nächte durchwachte, indeß da sie durch seine Anstalten gedeckt, in süssem Schlummer lägen; wenn er allezeit schneller als die Gefahr, wachsamer als die List, unaufhaltsam wie der Sturmwind Gottes, seinen Schutz von Provinz zu Provinz trüge, und rettete, wo Unschuld zu retten wäre; wenn er durch nie erhörte Thaten, von seinen edelmüthigen Feinden, wie von seinen eifrigsten Freunden bewundert, die Augen aller Völker auf sich zöge; wenn er schnell, gewaltsam, ungeduldig, reissend, oft entscheidende Streiche gäbe, oft seinen Streich verfehlte, oft sich selbst verwundete, die Umstände nicht nur führte, sondern oft bezwänge, die Hindernisse nicht wegräumte, sondern übersprünge, und immer der gröste Mann in Ausbesserung eines begangenen Fehlers wäre; wenn er bald durch die Natur, bald durch die Zahl, bald durch Helden, die er

siegen gelehrt, überwältigt, immer Hülfe in der Noth, immer Erlösung am Rande des Abgrundes fände; jeden Fehler zum Zeichen machte, daß man itzt einen grossen und erstaunenden Schlag von Muth und Besonnenheit erwarten müsse; nach jedem Verluste neue Siege erföchte, und niemand ähnlich als sich selbst, in Glück und Unglück groß, bald seine Feinde, bald sein Unglück besiegte.

Jede patriotische Seele würde mehr als nie für ihn glühen, wenn über dem weiten Grabe der Ueberwundenen und der Ueberwinder der müden Welt die frohe Stimme erschollen wäre, es ist Friede; und der Monarch itzt noch grösser als im Kriege, am Tage der feyerlichen Widerkunft in seine Königsstadt, bis an den Abend ein benachbartes Schlachtfeld einsam umritte, alle umliegende Bauern zu sich foderte, jeden nach seinem gegenwärtigen Zustand, nach der itzigen Anzahl seines Viehes, nach seinen mehr und weniger verheerten Gütern liebreich früge, und des

Nachts anstatt dem beleidigenden Pompe eines Triumphes entgegen zu eilen, durch eine Reihe stiller Nebengassen in seinen Pallast kehrte.

Der edelste Stolz hat also in monarchischen Staaten platz, wenn die Regierung eines Monarchen das ist, was sie seyn soll.

XVII. Cap.

Betrachtungen

über einige Vortheile und Nachtheile des Nationalstolzes, der sich auf wahre Vorzüge beziehet.

Feuer, Himmel, Erde, Donner, Teufel, und alle eure übrige Bediente, werdet ihr wegen mancher treffenden Stelle dieser Abhandlung wider mich wirklich zur Rache zusammen schreyen. Ich bitte demüthig ab, wenn mir auch allenfalls in diesem Capitel hie und da eine nützliche Wahrheit entgeht.

Eine

Eine auf wahre Gründe sich beziehende Gemüthserhebung hat ihren gewissen Nutzen bey einzelen Menschen, und die Religion selbst heißt sie gut. Ob wir gleich durch unsere Verdienste vor Gott nicht bestehen können, so erhebet doch die Religion unsere ganze Natur, indem sie uns die Grösse unsrer Bestimmung zeiget, und die Art, wie sie sich erreichen läßt. Gottes Fürsehung und Gnade giebt dem Menschen ein standhaftes Vertrauen, und immer neue Kräfte; sie läßt ihn unter seiner Schwachheit nicht erliegen. Selbst die Demuth des Herzens kann mit der Standhaftigkeit, mit der Rechtschaffenheit, mit der Erhabenheit der Gesinnungen, und überhaupt mit dem frohen Bewußtseyn aller unserer guten Eigenschaften und Vollkommenheiten bestehen; wenn nur dabey unsere Abhänglichkeit von Gott nicht aus den Augen gesetzet wird, und die Betrachtung, daß er die mittelbare oder unmittelbare Quelle alles Guten ist. Bey der falschen Demuth siehet man nur zu oft ein gewisses Wol-

gefallen über sich selbst durchschimmern. Aber auch die wahre Demuth fodert nicht, daß wir das Gute verläugnen, welches wir wirklich besitzen, oder demselben einen geringern Grad der Vollkommenheit beylegen, als es wirklich hat. Also anstatt daß die Religion eine edle Gemüthserhebung verwerfe, ist sie vielmehr derselben vornehmstes Fundament; weil sie die Kenntnis unserer selbst nicht blos zur Dämpfung unsers Uebermuths von uns fodert, sondern auch zum Gefühle und zur Anstrengung der von Gott erhaltenen Fähigkeiten.

Die Zuversicht in diese Fähigkeiten und der daraus fliessende Glaube an Wahrheit und Recht, zeuget die Stärke und Herzhaftigkeit der Seele gegen die in einem ganzen Lande herrschende Misbräuche und Vorurtheile; das ist, den Muth einen allgemeinen Haß auszuhalten, und aus Ehrfurcht für die Wahrheit sich aus vieler Menschen Meinung nichts zu machen.

Die

Die Zuversicht in seine Fähigkeiten ist allemal der herzerhöhende Gedanke, ohne welchen der Mensch nichts rühmliches unternimmt. Dieser Zuversicht beraubet, verfällt der brävste Mann in einen Stand der Trägheit und der Unthätigkeit, worinn seine niedergeschlagene Seele wie in einem engen Gefängnisse abschwindet; wo es scheint, daß sie alle ihre Kräfte sammle um zu leiden; wo die schwere Bürde des Unglücks ganz auf dem Herzen liegt; wo ihm jede Pflicht zur Last wird, jede Arbeit zum Schrecken, und jede Aussicht in die Zukunft schwarz. Alsdann ist jeder Weg zur Ehre für ihn geschlossen; sein Geist liegt, gleich einem Schiff im Eismeer, stille. Er gelanget zu nichts, weil er nach nichts mehr trachtet; er trachtet nach nichts, weil er an seinen Fähigkeiten verzweifelt. Leute von weit kleinerem Verdienst erblicket man hingegen nur darum auf der Laufbahn des Glückes immer zuvorderst, weil sie von kühner Gemüthsart sind.

Aus eben diesen allzukleinen Begriffen von sich selbst wird ein Mensch des andern Sklave. Mit wahrer Wehmuth sehe ich Leute von Verdienst in die unausstehlichste Selbstverachtung gegen grosse Herren verfallen, von denen zwar zuweilen ihr Glück abhängt, die aber wirklich diese Selbstverachtung nicht verlangen. Ich höre oft eine Sprache reden, die Demuth seyn soll, und Niederträchtigkeit ist, die für ein theuer verdientes Einkommen, oder einen schlecht bezahlten Dienst, einen Grossen an Gottes Stelle setzt, und die sich doch nur für einen Algierischen Sklaven schickt, wenn er vor seinem Dey steht. Solche Reden durchbohren mir die Seele, weil sie die ganze menschliche Natur erniedrigen; und weil man auch da, wo es seyn soll, vornehme Herren am meisten ehret, wenn man edel mit ihnen spricht. Wer in das Laster verfällt, wirklich oder dem Anschein nach, auf sich selbst weniger zu halten als recht ist, wird der Sklave von jedem, der ihn dazu machen will. Die Furcht,

um

um sein tägliches Brodt zu kommen, nimmt der Seele alle ihre Stärke, schwellt jeden Louisdor zu der Grösse eines Berges auf, und giebt jedem Ausdruck das Gepräge der im Staube wimmernden Dienerschaft, wenn man nicht zur Freyheit unüberwindlich organisirt ist. Bey solchen Leuten verschlingt der traurige Begrif ihrer Niedrigkeit alle Begriffe von Würde der menschlichen Natur, von Edelmuth, von Zuversicht zu sich selbst, von Glauben an Wahrheit und Recht. Sie jagen zuletzt auch dem gutherzigsten Grossen den Schwindel in den Kopf, wenn sie immer vor ihm kriechen wie vor einem Tyrann, und eben so kläglich an ihn heraufschauen als ein verzweifelnder Sünder zu seinem Gott, oder ein sündhafter Mönch zu seinem Abbt.

Aus eben diesen allzukleinen Begriffen von sich selbst, werden die Menschen Sklaven ihrer Leidenschaften, und treulos an ihrer Bestimmung. Mehr Zuversicht in ihre eigene Kräfte würde ihnen zeigen, daß es möglich ist, tugendhaft zu

seyn;

seyn; und daß man von dem Rosenlager der Wollust mit Ehre wegkommen kann. Die Asceten hätten nicht nöthig gehabt den Dacht abzuhauen, an dem die Liebe Feuer fängt.

Man wird treulos an seiner Bestimmung, wenn man die feste Gründung der Seele nicht hat, die gegen alles Leiden ausharret. Jeder gute Kopf schwindet ab, wenn er in einer reizlosen Entfernung von der Welt nicht alles ertragen lernt, was nur der feinern Empfindung ekeln, das zarte Gefühl schmerzen, und das empfindliche Gemüth durchbohren kann. Er höret auf, seine Talente anzustrengen, wenn er täglich Leute um sich her sieht, die nicht wissen, daß man seinen Verstand und Geschmack an tausend Dingen schärfen kann, deren blosse Namen ihnen unbekannt sind; aber die sodann doch den Einfluß dieses Verstandes und dieses Geschmackes auf sein Betragen von ganzem Herzen hassen. Er greift nach Freuden eines Augenblickes, und entnervt seine ganze Seele, um in ihren Gesellschaften ge-

litten zu seyn. Er bestreitet keines Menschen Meinung, so aberwitzig sie auch immer seyn mag. Er läßt jedem Vorurtheil und jedem Irthum den Gang; entschlossen, wie Tristram Shandy sehr weislich zu einem Esel sagte, sich nimmer mit einem aus der Familie zu zanken.

Es ist nicht möglich, ausserhalb dem immer heitern Bezirke der Religion eine gewaltigere Stütze im Unglück zu finden, als die redliche Achtung für sich selbst. Ein braver Mann frage sich doch im Unglücke; wer sind die, die mir allenthalben auf den Hals treten, die mich öffentlich verachten, verhöhnen, verläumden, verhunzen? Idioten sind sie mehrentheils, und Esel. Solche Leute können eben so wenig Freunde eines aufgeklärten Kopfes seyn, als Bösewichter Freunde eines redlichen Manns; Unglück unter ihnen ist eine Ehre. An diesem Gedanken soll jeder gute Kopf sich fest halten; er soll wissen, daß er zu gut ist, um diesem Geschmeiß zu entgehen. Hat er sich

aber durchgeschlagen, und sieht er, daß ihm die Schmähsucht itzt nur flüsternd nachkriecht, daß man ihn nur hinter dem Rücken zerfetzet; o so denkt er lächelnd, sie müssen sich einer Last entladen, die sie drückt!

Der Glaube an das Glück, diesen unerwarteten Zusammenfluß von Ursachen, die wir nicht vorhersehen, rettet den Mensch in den Gefahren, hebt sein Herz empor, und vermindert dasjenige Grausen, das der in sich selbst gezogene Geist fühlt, wenn er von einem grossen Vorsatze voll, die Gefahren sieht, die er zu überwinden hat. Dieser Glaube an sein Glück wirkte das stolze Betragen des noch ganz jungen Cäsars, während seiner Gefangenschaft bey der Insel Pharmakusa unter den Cilicischen Seeräubern; die damals wegen ihren grossen Flotten und unzählichen Schiffen, Herren der Meere waren, und die blutgierigsten Menschen in der Welt. Cäsar schickte alle seine Leute in die Städte herum, um Geld zusammen zu bringen, und blieb allein mit

mit seinem Arzte und zween Dienern bey diesen Barbaren, die er so verächtlich hielt, daß er öfters beym Schlafengehen ihnen befehlen ließ, sie sollen stille seyn, und ihn im Schlafe nicht stören. Die Cilicier foderten für seine Loslassung nur zwanzig Talente; Cäsar lachte darüber, gleichsam als wenn sie nicht wüßten, was sie für einen vornehmen Gefangenen hätten, und versprach ihnen fünfzig Talente. Beynahe zwey und vierzig Tage lang, scherzte und spielte er ganz unerschrocken mit diesem rauhen Gesindel, verfertigte Reden und Gedichte, die er ihnen vorlas, und nannte sie Idioten und Barbaren, wenn sie davon nicht gerühret wurden; ja er drohete ihnen oft mit lachendem Munde, sie alle aufhenken zu lassen; und kaum war er wieder in der Freyheit, als er mit einigen Schiffen, die er in dem Milesischen Hafen fand, grade bey Pharmakusa auf diese Seeräuber losgieng, der meisten sich bemächtigte, und alle creutzigen ließ. Eben dieser Glaube wirkte bey dem Cäsar den Muth, den

er einige Zeit vor der Pharsalischen Schlacht in einem Schiffgen zeigte, als er unter einem Sklavenkleide verborgen der Flotte des zurückgebliebenen Antonius entgegen fuhr, bey einem gefährlichen Wirbeln der Wellen plözlich aufstand, den bebenden Steuermann bey der Hand faßte, und ihm sagte: fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar und sein Glück. Dem Columbus ahnte, es sey ein Amerika.

Einer glaubt sich zum Unglücke geboren, ein andrer zum Glücke. So wie ein Spieler den ganzen Abend schlecht spielt, weil er gleich anfangs unglücklich gespielt hat, so wird auch jener gewiß unglücklich seyn, weil er immer furchtsam und unentschlossen nichts wagt, und weil ihn wirklich seine Unentschlossenheit bey andern verächtlich macht. Dieser ist glücklich, weil er wagt, was sich ohne Verwegenheit wagen läßt, und weil ein heiterer Anschein von Glück sofort diesen höhern Grad der Hofnung vermehret, den man Zuversicht nennt, und die Achtung bey andern.

dern. Die Zuversicht in sich selbst zeuget das Ausharren gegen die Zeit, den Wettstreit gegen sich selbst durch neue Thaten die alten zu übertreffen, durch grössere Verdienste die schon erworbene zu verdunkeln, und das Glück zu verfolgen, bis man es erreicht. Die grösten Seelen sind aber allemal diejenigen, die bey der grossen Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge niemals im Glück übermüthig werden, und niemals im Unglück verzweifeln.

Hieraus erhellet, daß eine edle Selbstschätzung uns wirklich das Vermögen giebt über die menschliche Schwachheit uns zu erheben, unsere Fähigkeiten zu rühmlichen Unternehmungen anzustrengen, niemals dem Geiste der Sklaverey Raum zu geben, niemals ein Sklave des Lasters zu seyn, dem Zuge seiner Bestimmung zu gehorchen, im Unglücke zu lächeln, und an das Glück zu glauben.

Es ist unendlich wichtig, daß man diese Erhöhung der Natur, diese Zuversicht in seine Kräfte, schon in der frühen Jugend erwecke. Man

muß schon in junge Seelen die Liebe zum Guten, zum Schönen, und Grossen treiben; man muß ihnen die Tugend in rührenden Beyspielen vorstellen, damit sie die Tugend lieben; man muß ihnen grosse Begriffe von ihren Fähigkeiten geben, damit sie es wagen, tugendhaft zu seyn; immer durch Schilderungen mit ihnen reden; durch sprechende Gemälde grosser Thaten zu ihren Herzen dringen, durch sinnliche Gegenstände ihre Leidenschaften entzünden. Schweizern giebt man Lavaters Schweizerlieder, und Salomon Hirzels Blicke in die Eidsgenößische Geschichte in die Hände; diese werden jene Zeiten vor ihren Augen vorbeyführen, wo eine grosse Seele über alles galt, wo redliche Sitten eine allgemeine Achtung fanden, und heroische Tugenden einen allgemeinen Ruhm. In der Jugend ist man noch des schönen Feuers fähig, das in den Helden der alten Zeit gebrannt, und des edeln Wunsches, die Lorbeern einst an eben dem Orte zu pflücken, wo die würdigen Urväter sie gebrochen haben. Die

Ma-

Malerey edler Sitten, die Erzählung einer tugendhaften That, wirkt auf der Stelle; reißt die Seele zur Bewunderung, und den Willen zur Nachahmung.

Grosse Thaten aus der Geschichte in rührenden Schilderungen an die Herzen gedrängt, Leben ruhmwürdiger Männer, wie sie Plutarch und Caspar Hirzel beschreibt, Geßnerische Gedichte voll edler und unsterblicher Natur, sind darum bey der Jugend von erstaunender Wirkung. Wird man denn einst mein Leben auch beschreiben, fragte in meiner Gegenwart mein fünfjähriger Sohn seine Mutter, als sie ihm, an ihrer sanften Brust liegend, die Lebensbeschreibungen des Plutarchs erklärte? Jeder ganz ohne Adel wolgeborne Jüngling wird ein grosser Mann werden wollen, wenn er von dem Genie oder den Tugenden eines grossen Mannes gründlich gerühret ist; dieselbige Tugenden werden in einem jungen Herzen aufkeimen, er wird bey der Nachkommenschaft eben die Stelle vertreten wol-

len, die jene erhabene Männer für sie so prächtig angefüllet hatten. Der Trieb zur Nachahmung äussert sich oft durch Thränen, die jeder Vater mit der zärtlichsten Umarmung vergelten sollte.

Themistocles war noch sehr jung, als die Griechen bey Marathon über die Perser siegten. Man pries täglich in seiner Gegenwart den Miltiades, dem man diesen Sieg zu danken hatte; Themistocles ward dabey ganz stille und eingezogen, er entfernte sich von allen jugendlichen Belustigungen; seine Freunde fragten ihn um die Ursache? und diese schöne Seele gab zur Antwort: die Siegeszeichen des Miltiades nehmen mir den Schlaf. Der Geschichtschreiber Thucidides weinte, als er in seiner ersten Jugend den Herodotus seine Geschichte mit dem allgemeinen Beyfall von Griechenland, öffentlich in der Stadt Olympia lesen hörte. Zeno ermahnte diejenigen, die das ernsthafte und eingezogene Wesen des Pericles für eine unerträgliche Aufgeblasenheit hielten,

eben

eben so stolz zu seyn, als er, damit dieses in ihren Seelen eben die Liebe zum Schönen entzünde, und sie unvermerkt daran gewöhne. Demosthenes ward als ein Knabe von dem Ruhme so sehr gerühret, den Callistrates bey der Verfechtung einer Streitsache erwarb, er bewunderte so sehr die siegreiche Macht der Beredsamkeit, daß er sofort jenen Grundsätzen des Zeno gemäß in die Einsamkeit gieng, alle andere Geschäfte liegen ließ, und sich ganz der Beredsamkeit wiedmete. Homer hat unter den Griechen eine Menge Helden gezeuget; man weiß wie gerne Alexander die Werke dieses grossen Dichters las. Ehrgeitzige, nicht tugendhafte Thränen weinte Cäsar, als er zu Cadix in dem Tempel des Hercules Alexanders Bildnis sah, weil Alexander in gleichem Alter schon so groß war, und er noch so klein; man begreift, warum dieser zukünftige Umstürzer der Römischen Freyheit schon damals in einem kleinen armseligen Städtgen sagte, ich wollte lieber hier der erste seyn, als in Rom der zweite.

Solche tausendmal bey der Jugend widerholte Eindrücke stärken die Seele, vermehren ihre Triebfedern, machen, daß sie nichts sieht, was sie nicht auch erreichen könnte, und drücken ihr diejenige edle Ruhmbegierde ein, die allemal gewiß grosse Dinge hervorbringt, wenn ihr die Tugend zur Seite geht; da hingegen die äusserste Gefühllosigkeit für dieses alles ein sicheres Merkmal ist, daß ein Jüngling zu nichts grosses taugt. Die Spartaner erregten schon bey ihren Kindern die Triebe dieser edlen Ehrbegierde, ein Verweis mußte ihnen Schmerzen verursachen, ein Lobspruch mußte sie entzücken; wer für das eine und das andere unempfindlich blieb, ward in Sparta als eine niedrige, kleine, und der Tugend unfähige Seele verachtet. Nach solchen Grundsätzen befahl ganz neulich der Französische Staatsminister, Herzog von Choiseul, einem Gelehrten, der als ein Bürger denkt, und als ein Staatsmann sieht, die schönen Reden und Thaten einzeler Französischer Officiere und Soldaten

zum

zum Gebrauche der Kriegsschule in Paris zu sammeln; und allerdings wird dies das beste Buch für junge Französische Krieger seyn.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen leiten mich auf die Wichtigkeit der edeln Selbstschätzung bey einer ganzen Nation; und auf ihren wünschenswürdigsten Vortheil, die mit einem rühmlichen Nationalstolze so nahe verwandte Liebe zum Vaterlande.

Wenn das Beyspiel eines einzigen Mannes, aus der ganzen Geschichte herausgesucht, uns schon zu edeln Entschliessungen anfeuern kann; was müssen nicht aus einer ganzen Nation zusammengehäufte Beyspiele wirken! Grosse Thaten im Felde und in der Republik treiben diese Liebe in die Brust, indem sie uns mit der innigsten Verehrung für die Männer durchdringen, die das Vergnügen des Todes für das Vaterland kannten; die ihm deswegen ihre Dienste nicht entzogen, wenn irgend eine Erwartung fehlge-

schlagen; die durch ihren Eifer für die Ehre der Tugend und des Vaterlandes Rechte, ihr ganzes Leben hindurch den Wespenstichen des Neides und der Bosheit feindseliger Mitbürger trotzten; für solche Männer muß man Hochachtung bey einem Volke erwecken, wenn man ihm die gebührende Achtung für sich selbst beybringen will, die einzig und allein vermögend ist, Nationen umzuschaffen.

Durch den Stolz auf die Verdienste solcher Männer erwirbt sich ein Volk den Anspruch auf die Unsterblichkeit, wenn jene grosse Beyspiele durch die Ueberlieferung unversehrt auf die Enkel fortgebracht, bewundert, und nachgeahmet werden. Darum hatte bey den Griechen und Römern, die ganze Nation eine so grosse Denkungsart. Die Liebe zum Vaterlande war in ihre Religion, in ihre Staatsverfassung, und in ihre Sitten geflochten; das Wort Vaterland war die Seele der Gesellschaft, das Feldgeschrey ihrer blutigen Kriege, die Musik ihres Privatlebens,

bens, der Nerv aller ihrer Thaten; es erhitzte ihre Dichter, Redner, und Rathsherren; es erscholl auf dem Theater, und in den Versammlungen des Volkes; es drang durch ihre öffentliche Denkmale in die Seelen der Nachkommenschaft. In den neuern Zeiten haben oft ganze Nationen fast gar keine Denkungsart, die Liebe des Vaterlandes ist in mehr als eine Monarchie übergegangen, und in mehr als einer Republik scheint sie unter die Vorurtheile verstossen.

Als noch ganze Völker ihre Ehre in der Freyheit suchten, und ihre Freyheit in nichts als in einer edeln Denkungsart, war die Liebe zum Vaterlande die süsseste Empfindung dieser Völker. Stärker als die Eigenliebe, voll Zärtlichkeit, voll Reitz, und Harmonie, enthielt das Wort Vaterland alles, was die Seele erwecken, und erhöhen konnte; es nahm dem Tod seinen Stachel, und der Weichlichkeit ihren Sieg. Dieses schöne Feuer glühte in allen Herzen, alle Herzen brannten für ihr Vaterland. Abgehärtet zum

Leiden, unempfindlich für ihre eigene Unfälle, und desto eifriger für das allgemeine Glück, wollten sie nichts als was dem Vaterlande nutzte, zogen seine Ehre der Ehre ihrer Eltern vor, das allgemeine Beste immer dem besondern; sie hielten sich für glücklich genug und geehret genug, wenn die Republik glücklich war, und geehret. Sie setzten ihre besondere Nacheiferungen und Feindschaften beyseits, und arbeiteten, wenn die Vortheile des Vaterlandes es zu fodern schienen, an der Ehre ihrer grösten Widersächer. Von dem Vaterlande beleidigt vergassen sie den schmerzenden Unbill, sie sorgten für dasselbe in den Qualen, die sie von ihm litten; sie unterwarfen sich seiner Laune, wie sich ein tugendhaftes Kind der Laune eines milzsüchtigen Vaters unterwirft. Sie blieben in allen Arten von Ungemach aufrecht für das Vaterland, und verbargen sich selbst ihre eigene Unfälle bey dem Anblicke des allgemeinen Besten. Sie zerbrachen vor dem Altare des Vaterlandes die Bande des

Wol-

Wolwollens, der Liebe, der Zärtlichkeit, gegen Vater, Mutter, Kinder, Anverwandte; rissen sich von dem los, was sie in einer weichlichen Ruhe zurückhalten konnte; hörten nicht den Ruf der Anverwandten, sondern des Vaterlandes; nicht den Klang der furchtbaren Waffen, nur den Dank, den dieses ihnen zurief; und erkundigten sich niemals nach der Menge der Feinde, sondern nur nach dem Orte, wo sie standen. Jeder gieng ohne Entsetzen an den Posten, der seinen würdigen Voreltern der Posten der Ehre und des Todes geworden ist; jeder trat zu den übrigen die eine Mauer um die Wehrlosen ausmachten, zufrieden wenn sein Fall einem andern Gelegenheit gab, sich in seine Lücke zu stellen. Man beweinte nicht die Gestorbenen, nur den, der nicht gestorben war.

Der Redner Hipperides biß sich an der Folter die Zunge ab, damit ihn die Heftigkeit des Schmerzens, in dem er starb, dem Antipater sein Vaterland nicht zu verrathen zwinge.

Pedaretes hatte das Glück nicht gehabt, in die Zahl der dreyhundert Männer aufgenommen zu werden, die in Sparta einen vorzüglichen Rang genossen; darum gieng er sehr zufrieden nach Hause, und sagte: ich bin ungemein vergnügt, daß Sparta dreyhundert Männer besitzet, die brävere Leute sind als ich.

Vor der Schlacht bey Marathon übergaben alle Atheniensische Generalen ihre Rechte dem Miltiades, als dem geschicktesten; um zum Besten des Vaterlandes demjenigen den höchsten Rang zu lassen, der die grösten Verdienste hatte.

Cimon stellte sich, als ein von Athen verbannter, zu der Atheniensischen Armee, um wider die Lacedemonier zu Felde zu gehen, die bis hieher immer seine Freunde gewesen, und mit denen er ein heimliches Verständniß zu unterhalten beschuldigt ward. Aber seine Feinde wirkten einen Befehl von dem Rathe aus, der ihm verbot, der Schlacht beyzuwohnen. Er zog weg, beschwur aber seine Freunde, seine und ihre Unschuld

schuld durch Thaten zu beweisen. Diese nahmen Cimons Rüstung, und fochten und starben an seiner Stelle für das Vaterland.

Ich werde mich im Kriege nicht verunehren, ich werde mein Leben durch eine schändliche Flucht nicht zu retten suchen, ich werde bis auf den letzten Tropfen meines Blutes in der Reihe meiner Mitbürger, oder allein wenn es die Umstände erfodern, für das Vaterland streiten, zu seinem Dienste alle Tage meines Lebens dahingeben; und dafür seyen Agraules, Mars, und Jupiter meine Zeugen. Dies ist die Eidsformel, die in Athen jeder Jüngling von zwanzig Jahren beschwören mußte, wenn er in die Zahl der Bürger aufgenommen ward.

Thrasybulus, der sein Vaterland nach beendigtem Peloponesischen Kriege von der Macht der dreyßig Tyrannen befreyte, rief seine Mitbürger mit folgenden Worten an: wir wollen uns schlagen als Leute, die durch den Sieg ihre Güter,

ihre Familien, ihr Vaterland, wieder erringen sollen; es thue sich jeder insbesondere dergestalt hervor, daß er seinem Arme und seiner Tapferkeit diese grossen Vortheile, und die Ehre des Sieges schuldig zu seyn glaube; der wird glückselig seyn, der diesen Ruhm und den Tag seiner Erlösung erlebet; der wird nicht minder glückselig seyn, der sich durch den Tod von seinen Banden befreyet; kein Grabmal ist so rühmlich, als der Tod fürs Vaterland.

Die Lacedemonier waren in dem zweiten Kriege mit den Messenern öfters unglücklich gewesen. Der Muth dieses streitbaren Volkes fieng an zu sinken, und die Republik glaubte sich ihrem Untergang nahe. Das Orakel von Delphi machte den Lacedemoniern den demüthigenden Vorschlag in diesen gefährlichen Umständen den Atheniensern einen Mann abzufordern, der sie durch seinen Rath und seine Einsichten unterstützen könne. Man schickte ihnen halb im Scherze, und halb

halb im Ernste, den Poet Tyrtäus. Doch nahmen ihn die Lacedemonier als ein Geschenk des Himmels auf; aber sie wurden noch dreymal nach einander geschlagen, und rüsteten sich eben in der äussersten Verzweiflung zu ihrer Rückkehr nach Sparta. Tyrtäus widersetzte sich diesem Entschlusse mit den äussersten Kräften, unabläßig bemühet, den gesunkenen Muth der Spartanischen Truppen durch feuervolle patriotische Lieder aufzurichten, mit denen er die Liebe des Vaterlandes und die Verachtung des Todes in alle Herzen sang. Ihr Muth wachste wieder auf; sie griffen die Messener mit einer rasenden Tapferkeit an, und erhielten den Sieg.

Epaminondas lag, tödtlich mit einem Wurfspieß in der Brust verwundet, an der Erde; nur das Schicksal seiner Waffen, und der Ausgang der Schlacht machten ihn unruhig. Aber so bald man ihm seinen Schild gezeiget,

und die Versicherung gegeben, die Thebaner haben gesieget, kehrte er sich mit stillem und heiterm Antlitz zu den Umstehenden, und sprach: Betrachtet nicht, meine Freunde, diesen Tag als das Ende meines Lebens, sondern als den Anfang meines Glückes, und die Vollbringung meines Ruhmes; ich hinterlasse mein Vaterland siegend, das stolze Sparta gedemüthigt, und Griechenland von der Knechtschaft befreyt. Sodann zog er das Eisen aus seiner Wunde, und starb.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Leuctra giengen die Spartanischen Mütter, deren Söhne im Treffen geblieben waren, frolockend und mit Blumen bekränzt in die Tempel, um den Göttern für das Geschenk so tapferer Söhne zu danken; die Mütter hingegen, deren Söhne sich durch die Flucht gerettet, verbargen sich in der tiefsten Trauer und mit einem todten Stillschweigen, in dem innersten ihrer Häuser;

be-

beschämt Kinder unter ihrem Herzen getragen zu haben, die vor dem Feinde flohen.

O Wandersmann, melde den Lacedemoniern, daß wir hier liegen, unsere Landesgesetze befolgend, sprach die Grabschrift der Erschlagenen bey Thermopilä; und die Spartanerinn, der man ansagte, ihr Sohn sey fürs Vaterland umgekommen, gab zur Antwort: dafür habe ich ihn geboren.

Für Vaterland und Freyheit, jenes Losungswort von jedem Volke, das noch nicht in Ketten liegt, hatten die Privernater langwierige und hartnäckige Kriege gegen die Römer ausgehalten. Sie wurden dadurch so geschwächt, daß sie fliehen und in ihrer Stadt sich verbergen mußten, wo sie der Bürgermeister Plautius belagerte. Die Privernater waren gleichsam in den letzten Zügen, da sie sich entschlossen, Abgesandte nach Rom mit Friedensvorschlägen zu

schicken. Als der Rath diese Abgesandten fragte, was sie für eine Strafe verdienet zu haben glaubten; erwiederten sie, diejenige Strafe, welche solche verdienen, die sich würdig hielten freye Leute zu seyn, und die alles mögliche für die Beybehaltung ihrer angestammten Freyheit thaten. Aber, versetzte der Bürgermeister, wenn Rom euch Gnade erweiset, können wir uns auch sodann versprechen, daß ihr in Zukunft den Frieden gewissenhaft halten werdet? Ja, sagten die Abgesandte, in so fern die Friedensbedingungen gerecht und menschlich sind, und wir dabey nicht erröthen dürfen; ist es aber ein schändlicher Friede, so hoffet nicht, daß diejenige Nothwendigkeit, die uns heute denselben anzunehmen zwingt, uns auch nöthigen werde, denselben morgen zu beobachten. Einige Rathsherren fanden diese Antwort trotzig; aber alle, die edel dachten, lobten die Abgesandte der Privernater, und schlossen dahin: daß Feinde, die sich durch ihre Unglücksfälle nicht haben nieder-

schla-

schlagen lassen, die Ehre verdienen, Römische Bürger zu seyn.

Beyspiele dieser Art glänzen in der Geschichte zu ewigen Mustern für die Nachwelt. Sie erwecken in jeder gutartigen Seele eine unwiderstehliche Empfindung der Pflichten für sein Vaterland; und die Uebertragung dieser Beyspiele ist nichts anders, als die Fortpflanzung des Stolzes, der sich bey einer Nation auf wahre Vorzüge beziehet.

Durch die Fortpflanzung eines edeln Nationalstolzes keimt also die Liebe zum Vaterland in allen Herzen auf. Alle Herzen sind derselben fähig, alle Herzen werden durch die Zauberkraft dieser Bilder zu derselben Verbindlichkeit hingerissen. Die beständige Rucksicht auf die Vorwelt, die beständigen Aussichten auf die Nachkommenschaft, sind wechselweise die Ursachen und die Wirkungen dieses Stolzes und dieser Liebe. Eher würde ein rechtschafener

Mann sterben als eine Handlung begehen wollen, über die seine Kinder erröthen müßten, wenn er im Grabe läge; da hingegen nichts erhabener für seine Ohren klingt, als der Gedanke, seine Nachkommenschaft werde sich seiner Tugenden freuen, und durch ihn geehret seyn.

Wenn also durch das Aufleben solcher Gesinnungen die Denkungsart einer Nation einen neuen Schwung nimmt, dann werden sich auch die Handlungen der Bürger veredeln, und dieser neuen Denkungsart gemäß seyn. Verachten wird man denjenigen, der in der Hofnung zu einer Stelle der Ehren in der Republik zu gelangen, über nichts männlich, frey, edel, und wahr denken darf. Immer auf das allgemeine Beste wird sich die Rechtschaffenheit beziehen, so sehr sie auch von allen niedrigen Gemüthern für Treulosigkeit ausgeschrien wird, wenn sie auf die Angelegenheiten ihrer Familien nicht paßt. Alle Unterschiede der Stände werden ihren bittern

tern Anstrich verlieren, wo es nur eine einzige politische Tugend giebt, wo alles sich vereinigen, alles sich unter dem herrlichen Namen eines Bürgers darstellen soll. Die Anhänglichkeit an sein Vaterland wird sich nicht mehr nur blos auf die Ungewißheit beziehen, ob man in einem andern Lande glücklicher seyn würde, denn viele werden sich mit der bloßen Nothdurft begnügen, um in dem Vaterlande zu bleiben. Jeder wird seiner Obrigkeit noch mehr aus eigenem Triebe als aus Gehorsam dienen, mehr aus Liebe als aus Beruf. Die Landesregierung wird nicht mehr die Seele vieler Körper seyn, sondern die Seele der Seelen.

Noch deutlicher werden diese Vortheile in die Augen leuchten, wenn ich das Blatt umwende, wenn ich zeige, wie wichtig die Emporhebung eines edeln Stolzes in dem kranken Zustand einer Nation ist.

Der edle Stolz hat bey einer Nation abgenommen, wenn die Vortheile durch die Tugend

der Väter erworben, durch die Laster der Enkel verschwinden. Die Zeiten haben sich geändert, sagt man sehr oft; und das Urtheil hierüber ist weder fein, noch verwickelt. Allerdings hätten sich die Zeiten für eine Nation geändert, die nur allein auf die Stärke ihrer Gliedmaßen stolz, itzt da die Kunst zu tödten aufs höchste gestiegen, in einem einzigen Treffen zusammengeschossen wäre; auch zweifelt kein Mensch, der bey Sinnen ist, an der Unentbehrlichkeit der neuesten Kriegeswissenschaft. Aber freygeborne Nationen müssen nicht nur die Waffen zu führen wissen, sie müssen auch eine Denkungsart, eine Seele haben; und diese wird ihnen nicht auf den Trüllplätzen eingeprügelt.

In dieser Absicht macht die Aenderung der Zeiten den festen Sinn der Vorväter nur allzunothwendig. Die Bürgerliche Tapferkeit und der Eifer für den Staat kommen freilich oft aus der Mode, aber niemals sind sie unnütz, denn

sie bedeuten Stärke. Wenn also eine Nation ihren Geist zu verlieren schiene, weil ihr Gebiet nicht mehr mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird; wenn das schöne von der Liebe zur Freyheit einst entzündete Feuer in den Tagen einer beynahe allgemeinen Erstarrung abgerauchet, und der Müßiggang zur letzten Verschanzung gewählet wäre; wenn die Gemüther zur Weichlichkeit und zum Zittern gewöhnt, keinen Saft mehr hätten, und keine Stärke; wenn der ungeheure Aufwand den Gelddurst zu einem nothwendigen Uebel machte; wenn Feigheit zum Ansehen brächte, und Muth in Unglück; wenn Leute, die nicht mehr der Tapferkeit zu bedürfen glaubten, in alle Arten von wollüstigen Ausschweifungen verfielen; wenn man nur nicht mehr die Laster hätte, die eine gewisse Stärke und Erhabenheit des Geistes fodern; wenn ein niederträchtiger Eigennutz kein Verbrechen mehr wäre, und die furchtsame Klugheit des Augenblickes kein Fleck in der Politik der Zeit; wenn

der Ehrgeitzige sich um weiter nichts mehr bearbeitete, als nur seine Gegner durch Verleumdungen zu verschwärzen, und niemals trachtete besser zu seyn als sie; alsdann würde doch die Emporhebung des Nationalstolzes kein so gar verächtliches Mittel seyn, das Feuer der alten Tugend, und die Kräfte der schönsten Jahre in den Armen des Todes wieder anzufachen.

Eitel schienen zwar alle Wünsche für die Emporhebung eines edlen Stolzes, wenn es in einer freygebornen Nation allzuviele einzele Personen gäbe, in deren Augen Phocione Narren sind. Allzuviele, die einen Held mit hochmüthigem Erbarmen betrachten; die nicht glauben können, daß jemals eine Seele groß gewesen; die alles Lob lächerlich finden, weil es ihnen unmöglich ist, etwas lobenswürdiges zu thun; die ihre Stirnen in furchtbar seyn sollende Falten legen, wenn Waghälse das Wort Freyheit vor ihrem Antlitz aussprechen; die eines der

schönsten Denkmale der Ehre ihrer einst noch unvergifteten Nation, in welchem man die heroischen Thaten der Väter mit den lebhaftesten Farben schildert, in welchem man ihre Liebe zur Tugend, zur Eintracht, zur Freyheit, zur Religion, zum Vaterland, zu den Gesetzen, ihren Haß für den Geist fremder Sitten, den Aufwand, die Weichlichkeit, und die Habsucht in alle Herzen mit einem ganzen Feuerstrom ätzet, mit diesen unerhörten Worten aus der Druckerey zu verdrängen suchten: man müsse den alten Mist nicht aufwärmen!

Thomas Abbt, ein grosser Geist, den ich niemals nennen kann, ohne seinen geliebten verschwundenen Schatten zu betrauren, sagt ausnehmend wohl, die Beyspiele der Patrioten in Republiken glänzen uns aus ihren Jahrbüchern so helle entgegen, weil die Republiken darauf sehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachkommenschaft die Belohnung erhalten möchten,

ten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenossen zu arm waren. Pflichten des Andenkens, der Dankbarkeit, der Nachahmung sind uns darum gegen unsere Voreltern aufgeleget; und diese könnten wir unmöglich erfüllen, wenn wir das Gute und das Grosse in ihren Sitten und Thaten mit Gleichgültigkeit betrachten; wenn wir aus Eckel gar unsere Augen davon wegwenden, gar nicht mehr darauf stolz seyn würden. Nur das Andenken ihrer grossen Männer erhielt bey den Griechen die Ehrbegierde, die Uneigennützigkeit, und die Liebe des allgemeinen Besten.

Die Schicksale dieses so nöthigen Nationalstolzes hangen von den Schicksalen der Liebe des Vaterlandes ab. Es giebt zufällige Umstände, die die Liebe des Vaterlandes bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichsten Früchte gezogen werden; bald bis zur Abdorrung erhitzen; bald bey einem der Freyheit nicht mehr fähigen Volke so sehr er-

käl-

kälten, daß diese Früchte zu keiner Reife gelangen. Die blasse Hand des Todes streckte sich über die Freyheit der Athenienser aus, als sie in den Tagen ihrer Trägheit und Kraftlosigkeit den Huren des Demetrius Altäre aufrichteten, und durch ein Edict verordneten, daß man in Athen alle Gebote des Königs Demetrius für heilig gegen die Götter halte, und gegen die Menschen für gerecht.

Aber Zeitpunkte giebt es, da auch derjenige, der ruhig den Pflug zu führen dachte, das Schwerdt in die Hand nehmen muß; da es nicht mehr gebräuchlich ist, nur allein für sich zu denken; da Stutzer, Weichlinge, und Müßiggänger andere Geschäfte haben, als nur von einer Weibergesellschaft in die andere ihre Pralereyen, ihre Treulosigkeiten, und ihre glänzende Unnutzbarkeit zu tragen; da diejenigen auch müssen gehorchen lernen, die nur befehlen können; da es doch auch gut ist, wenn es Unter-

thanen

thanen giebt, die Geist und Seele haben; da man wünschte, die Wörter Freyheit und Vaterland von jedem Munde mit Nachdruck erschallen zu hören; da diejenigen in dem Staate nicht mehr als verächtliche Enthusiasten beschrien würden, die in gefühllosen Zeiten ihre Nation an jene schöne Tage erinnerten, in welchen sie arm, tugendhaft, und frey war, in welchen ihre Felder von siegreichen Händen bebauet wurden, in welchen Lorbeern das Pflugeisen umkränzten; da man diejenigen nicht mehr mit dem Namen verdächtiger und gefährlicher Köpfe gebrandmarkt sähe, denen die Natur Kräfte und Erhabenheit gegeben, und der grösten Tugenden fähige Seelen; da man diejenigen nicht mehr für Feinde des Vaterlandes hielte, die in ihren jüngern Jahren aus Mangel jener aus der Erfahrung fliessenden Furcht, die man Mässigung nennet, durch die Maximen der patriotischen Tugend vielleicht über den geziemenden Grad erhitzet worden, die vielleicht bey obschwe-

benden

benden oder aus der Ferne laurenden Gefahren des Vaterlandes nicht stumm geblieben, aber denen es nur an der Gelegenheit gemangelt, für das Vaterland ihr williges Blut zu verspritzen; da man aufhören würde, um die Hochachtung einiger Narren zu erkaufen, eine ganze Nation aus einer edeln Begeisterung und tugendhaften Grundsätzen herauszulachen, wenn Heere fremder Völker von allen Seiten hereinbrächen und jeder Angrif mit dem äussersten Verderben drohte.

Eine Nation wird also niemals um ihre Ehre kommen, wenn ihre Tugend nicht erkranket; und ihre Tugend wird so lange nicht erkranken, als die Liebe zum Vaterland dem Geiste einen hohen, edeln, und freyen Schwung giebt.

Der auf wahre Vorzüge sich beziehende Stolz hat endlich auch seine fehlerhafte Seite. Ich lese bey einem grossen nordischen Philosoph die wich-

wichtige und täglich wahrbefundene Anmerkung, daß sich in der menschlichen Natur niemals rühmliche Eigenschaften finden, ohne daß zugleich Abartungen derselben durch unendliche Schattirungen bis zur äussersten Unvollkommenheit übergehen sollten. Ganz natürlich fallen also auch hie und da die Grenzen des billigen und des lächerlichen Stolzes zusammen.

Die Mängel der grösten Geister fliessen grade aus ihrem Stolze, wenn dieser Stolz in Eitelkeit ausartet. Durch die Schmeicheleyen ihrer Bewunderer schwindlicht, haben diese Halbgötter ihre Ohren so sehr als der einfältigste Fürst oder König für die Wahrheit geschlossen; durch das Gefühl ihres wirklichen Werthes betäubet, begreifen sie nicht, daß dieser Werth nicht allenthalben gilt. Wer allenthalben um Beyfall buhlet, wird allenthalben empfindlich seyn, beynahe allenthalben Schmerzen fühlen; er wird sich zuletzt in der Welt gleichsam allein

an-

ansehen, und alle Menschen entweder für seine Verehrer oder seine Neider halten. Aber ein Alter hat fürtrefflich gesagt: du willst ohne Ruhm nicht gerecht seyn, fürwahr du wirst es oft mit Schimpf und Schande seyn müssen. Das Geheimnis der feinsten Eitelkeit ist hingegen nichts anders, als die Kunst sich gelten zu machen, ohne weder eitel noch von sich selbst eingenommen zu scheinen; diese Kunst verstand Cicero nicht. Er zog sich den Haß der Römer, durch die immer wiederkommende Lobsprüche seiner selbst und seiner Thaten auf den Hals, er machte sich zum Text von allen Gesprächen, und beleidigte jeden, der ihn hörte, weil er sich selbst für alles, und alle andere Menschen für nichts zu halten schien.

Der Stolz ist immer am unrechten Orte angebracht, wenn er sich nicht Achtung erwirbet. Man sieht es augenblicklich, daß ein Mensch, der allenthalben stolz thut, unmöglich auf wah-

re Vorzüge stolz seyn kann; weil er durch seinen Stolz alle Menschen beleidigt, allenthalben sich verächtlich und lächerlich macht, und mit den Augen der Selbstzufriedenheit so lange zwickt, bis alles um ihn her zum Hasse und zur beissenden Spötterey aufsteht; denn die Verachtung, die man wiedergiebt, ist gemeiniglich stärker, als die, welche man rächet. Erstaunt sich in der Höhe zu sehen, verlangt ein solcher Mensch euch für seine Person den Respect einzujagen, von dem er selbst voll ist; er gewöhnt sich unter seinen Stallbedienten freye Männer zu demüthigen; er glaubt, unter ihm, neben ihm, und über ihm, sey alles Pöbel. Aber ein Menschenkenner vom ersten Range der comische Romanschreiber Sterne, sagt in einer seiner ausnehmend lehrreichen (und gut übersetzten) Predigten: daß es nichts als ein boshaftiger Tuck ist, wenn das Glück in seiner lustigen Laune einen armen Teufel aufbläst, und ihn auf einmal so hoch als möglich erhebet; denn das Glück weis

schon

schon zum Voraus, daß er so lange die wunderlichsten Possen und Fratzen machen wird, bis jedermann überzeuget ist, er sey der einzige Narr des Lustspiels.

Nichts ist auf Erden vollkommen; die Tugend hat ihre verwundbare Stellen, die Sonne ihre Flecken, und so gar zuweilen eine auf den Durchbruch der Gnade laurende Bätschwester Anfechtungen von Unkeuschheit. Man muß die sogenannten grossen Männer nicht immer aus ihren Schriften oder Reden beurtheilen, man muß auf ihre Thaten schauen; man muß sie in ihrem Leben, in ihrer Familie, in ihrem Hause studiren, wenn man sie kennen will; der alte sauersehende Cato hatte eine Beyschläferinn, wie nachher Marcus Antoninus, und mancher heutiger Philosoph von meiner Bekanntschaft. Die grösten Männer hangen immer durch irgend eine Schwachheit mit den übrigen Menschen zusammen. Wenige unter ihnen sind so ehrlich

als Antigonus, den seine Schmeichler, als eine Gottheit, und einen Sohn der Sonne begrüßten, und der ihnen darauf sehr gut geantwortet: Hierüber könnt ihr den Mann fragen, der meinen Nachtstuhl ausräumt.

Die grösten Eigenschaften nehmen einen häßlichen Anstrich, wenn sie mit der Hochtrabenheit begleitet sind, und mit einer Verachtung für andere sich äußern. Verachtung ist bey dem Hochmüthigen das Betragen, durch welches er das Gefühl von der wahrhaften oder eingebildeten Niedrigkeit eines andern, ohne alle Zurückhaltung an den Tag giebt. Verachtung ist bey dem Stolzen das Gefühl von der wahrhaften Niedrigkeit eines andern, das er entdecket, wo man es entdecken muß, und verbirget, wo man es verbergen soll. Dieses Gefühl ist für die edelste Seele unwiderstehlich, es ist in sich selbst auch immer gerecht, weil niemand weder eine Katze für einen Elephant halten kann, noch eine Mücke für einen Berg; aber es wäre in seinen

Aeus-

Aeusserungen beleidigend, wenn es sich zeigte, wo es sich nicht zeigen soll.

Eine edle Selbstschätzung artet auch zuweilen in Vermessenheit aus. Man nennet die Schwärmerey eine andächtige Vermessenheit, die durch einen Ueberschwung von Stolz und Zutrauen zu sich selbst veranlasset, den himmlischen Naturen näher treten und sich durch einen erstaunlichen Flug über die gewöhnliche und vorgeschriebene Ordnung erheben will. Es ist äußerst zu bedauern, daß sich zuweilen die sogenannten moralischen Genies versteigen in diese schwindlichte Vermessenheit, wenn sie die Pflichten und die Hülfsmittel nicht gegen einander abwägen; wenn sie in ihrer Verzückung nicht begreifen, daß sie unmögliche Dinge verlangen, und daß sie die Tugend um ihren Credit bringen, indem sie ihre Hirngespinste für Tugend ausgeben, und ihr Publicum beym Schwanze zäumen.

Auch bey ganzen Nationen hat oft der gerechte Stolz seine fehlerhafte Seite. Keine Nation kann auf eine unumschränkte Weise stolz seyn; grossen Tugenden gehen grosse Fehler, jedem Gut sein Uebel, jedem Vortheil seine Beschwerden zur Seite. Dieses einer Nation mit redlicher Aufrichtigkeit zu zeigen, ist kein Verbrechen. Mein Herzensfreund Iselin, ein Weiser, der Gehör verdient, sagt auch darum in seiner Vorrede zu der sehr schönen aber sehr kurzen Geschichte der Helvetischen Tugend, daß jede Nation demjenigen einen Preis versprechen sollte, der die Mängel ihrer Verfassung und Sitten, und die Fehler ihrer Voreltern in das vollkommenste Licht setzte.

Man ist oft auf wahre Vorzüge stolz, die man sich selbst nicht zu danken hat. Die Wärme und Kälte einer Gegend, die Schwere und Leichtigkeit der Luft, die Natur des Erdreichs, der Wasser und der Winde, die Lebensart und

die

die Gewohnheit, haben einen so sichtbaren Einfluß auf die Fähigkeiten ganzer Nationen, daß sie sich selbst das wenigste davon zuschreiben können. Ein braver Mann kann stolz auf seine Tugend seyn, weil diese sein ist; aber warum ist man auf seinen Verstand stolz, da auch bey dem grösten Geiste ein dicker Klumpe Koth im Unterleibe, oder nur ein von Winden aufgetriebener Darm, der Seele göttliches Licht auslöscht?

Wir berechnen gar zu selten, wie wenig von unserer Ehre uns gehört. Wenige Menschen sind so ehrlich wie Antiochus Soter, der über seinen Siegeszeichen weinte, weil er begriff, daß er seinen Sieg über die Galater dem fürchterlichen Eindringen seiner Elephanten zu danken hatte; und auch darum auf dem Schlachtfeld nicht sich selbst, sondern diesen Elephanten ein Denkmal aufrichten ließ.

Aus einem nicht unedeln Nationalstolze fliessen doch auch abscheuliche Laster. Der Canadische Wilde ist äusserst stolz, empfindet den ganzen Werth der Freyheit, und erduldet selbst in der Erziehung keine Begegnung, welche ihn eine niedrige Unterwürfigkeit empfinden liesse; aber auch die großmüthige Vergebung einer Beleidigung ist ihm als Tugend völlig unbekannt, und wird als eine elende Feigheit verachtet; Tapferkeit ist sein gröstes Verdienst, und Rache seine süsseste Wollust.

Selbst die Liebe zum Vaterlande bedarf zuweilen einen Zaum, so wie in andern Zeiten einen Sporn. Man hat darum sehr wohl gesagt, daß die Gesetzgeber der alten Republiken mehr bemühet waren, die Liebe des Vaterlandes dem Volke einzuflössen, dieselbe auszubreiten und zu verstärken, als die Grenzen ausfindig zu machen, die ihr die Vernunft sezt, oder vielmehr die Art, wie die Vernunft die Liebe des Vaterlandes lenken und beherrschen soll.

In

In ihren schönsten Zeiten hielten die Griechen die Liebe des Vaterlandes für die vornehmste bürgerliche Tugend. Wir sind freilich jenes allgemeine Wolwollen, das alle Menschen von uns erheischen, in einem höhern Grade einem Vater, einer Frau, einem Kinde schuldig; zu jener Liebe, die sich über alle Menschen erstrecken sollte, in einem höhern Maaße gegen das Vaterland pflichtig; dies ist der eigentliche Schauplatz unserer Wirksamkeit, der zur Ausübung von jeder bürgerlichen Verbindlichkeit uns von der Fürsehung angewiesene Ort. Aber dieses Einschränken, dieses Zusammendrängen unserer Liebe, macht uns auch nicht selten engherzig, ungerecht, und zuweilen selbst gegen Mitunterthanen zu Barbaren. Da wir alle Menschen lieben sollten, sind uns freilich die Europäer lieber als die Afrikaner, unsere Landsleute lieber als Fremde, und so gar unsere Mitbürger lieber als unsere Mitunterthanen. Bey dieser allmähligen Herabsetzung der allgemeinen Men-

schenliebe lernen wir allmählich alles hassen, was uns nicht durch einen besondern Eigennutz verbunden ist; und zuletzt schneiden wir vollends die engsten Verbindungen entzwey: ein klarer Beweis von menschenfeindlichem Eiter in der Brust. Ich kenne eine Europäische Stadt, deren Regierung ein grosses und schönes Land besitzet, und glücklich macht; aber in welcher die ausschliessende Liebe für die Bürger dieser Stadt bey allen schlechten Köpfen in derselben eine so rasende Leidenschaft ist, daß sie die Bürger aller Städte in dem ganzen Lande aller Aufmunterung berauben, von allen Belohnungen und von aller Ehre ausschliessen, und in den Anfällen ihrer Tollheit herzlich gerne insgesamt ersäuffen würden, wenn dieses von ihnen abhienge.

Man ist immer weniger Weltbürger, weniger Menschenfreund, je mehr man an dem besondern Eigennutz seines Vaterlandes klebt.

Sol.

Solche Patrioten betragen sich insgemein gegen Fremde hart, denn sie sind Fremde, und folglich nichts in ihren Augen. Die Juden des alten Testamentes waren ihrem Vaterlande so sehr ergeben, daß sie die Pflichten der Menschlichkeit gegen Fremde nicht ausübten. Die Griechen verachteten alle Ausländer als Barbaren, und hielten sie eben dadurch zu ihren Sklaven bestimmt, weil sie die Natur weniger beherzt und verständig gemacht. Die tugendhaften Spartaner waren gegen Fremde geitzig und ungerecht. Ein Japaneser, der die geringste Achtung oder Freundschaft für einen Holländer zeigt, wird von allen Japanesern für einen unehrlichen Mann, für einen Feind des Vaterlandes gehalten, weil er sein Vaterland nicht mit Ausschluß aller andern Menschen liebt; sie glauben, es sey den Vortheilen von Japan, dem Wohlgefallen des Kaysers, dem Willen ihrer Götter, und den Forderungen ihres Gewissens zuwider, wenn man die geringste Nei-

gung für Fremde fühle. Dies ist auch mehrentheils die Politik der kaufmännischen Nationen, die von dieser Seite betrachtet, niemand zu lieben scheinen, als sich selbst, Bündnisse mit den Barbaren an der Mittelländischen See eingehen, damit diese ihre schwächere Nachbarn ausplündern; indeß da sie selbst von jenen die grösten Beschimpfungen in der Stille einstecken, um einen kleinen Gewinn in der Handlung zu erjagen, wofür die Menschlichkeit schaudert.

Die bösen Folgen des Patriotismus hat man jedoch in unsern Zeiten wenig zu befürchten. Ich kenne freilich Männer, die das allgemeine und besondere Gute ihres Vaterlandes wollen, die bey jedem Schritte nach demselben zielen; ihre Pflichten nach Stuffen eintheilen, die zuerst erfüllen, welche das meiste Wolwollen enthalten, und von dem allgemeinsten Nutzen für das Vaterland sind; deren Rechtschaffenheit nicht er-

schlappet, wenn ihre Freunde aus Schwachheit sie verlassen, auch nicht bey dem Anblick der Gewalt ihrer Feinde, auch nicht vor dem drohenden Amtsgesicht der Verleumder ihrer Grundsätze; die keinen Augenblick von der Befolgung ihrer Pflichten aus Eigennutz oder Irthum abweichen; die ihre Seele für ein Feuer halten, das sich durch den Trieb seines Wesens erhebet, und eben darum nicht zu Boden sinken kann; die keine abschlägige Antwort aus ihrer edeln Bahn verdränget; die sich niemals zurückziehen, niemals aus Liebe zur Ruhe in dem unnützen aber redlichen Kampfe mit der Unwissenheit und dem Verderben der Menschen müde werden; die mit einem Worte, ihr Vaterland mit kindlicher Zärtlichkeit lieben, ihm seine Fehltritte verzeihen, und lieber einen tausendfachen Tod aushielten, als nur ein einzigesmal dem Gedanken Raum gäben, dem Vaterland wegen der Nichtachtung ihrer Verdienste mit weniger Eifer zu dienen. Allein weit grösser

deucht mir doch in unsern Zeiten der helle Hau-
fe der Antipatrioten. Weit grösser die Anzahl de-
rer, die sich mit ihrer Eyden und theuren Pflich-
ten nur darum am meisten breit machen, weil
Ehre, Aemter, Habsucht, und Eigennutz das er-
ste und letzte Augenmerk bey allen ihren Handlun-
gen sind. Mancher schreyt, er liebe sein Vater-
land, und doch liebt er nichts als sich selbst; man-
cher läßt bey allen öffentlichen Gelegenheiten seinen
patriotischen Donner hören, aber unter der Hand
streckt der bedachtsame Schelm alljährlich seinen
Hut nach fremdem Golde aus. Wenn man auch
hie und da die Fackel des Patriotismus erhebet,
so fallen doch mehrentheils den Patrioten die Fun-
ken auf die Finger. Wenn auch zuweilen der Pa-
triotismus in allen Köpfen zu brennen scheint, so
ist doch dieses schöne Feuer weiter nichts, als eine
von der Mode des Tages abhängige Denkungsart,
für die unbedachtsame Jugend. Die Studenten
aus Zürich reisen itzt auf dem Patriotismus her-
um, wie vormals auf dem Witze.

Der

Der gegründete Nationalstolz hat also sehr beträchtliche Vortheile, und Nachtheile, die aus diesen Vortheilen fliessen. Tugenden und Laster kommen oft durch dieselbige Triebfeder in Bewegung; der Philosoph soll diese Triebfeder entdecken, der Gesetzgeber soll sie nützen. Der Stolz ist der Keim von so vielen Talenten und Tugenden, daß man nicht trachten soll denselben zu vertilgen, sondern nur zum Guten zu lenken. Ein sinnloser Rumpf würde aus dem Menschen, wenn man ihm alles verbieten wollte, was ihn auf Abwege führen kann. Das Hirn müßte man ganzen Nationen aus dem Schedel schlagen, wenn man, mehr um besondere als allgemeine Unbequemlichkeiten bekümmert, den Gesinnungen befehlen wollte, anstatt sie zu erwecken. Wider seine eigene Eingeweide würde man wüten, wenn man anstatt das Fehlerhafte zum Besten des Ganzen anzuwenden, anstatt die Menschen durch ihre Leiden,

denschaften zu führen und selbst ihrer Schwachheiten sich zu bedienen, um sie zum Guten zu bringen, Grundsätze erwürgte, die eine ganze Nation zu edeln Handlungen begeistern.

denschaften zu führen und selbst ihrer Schwachheiten sich zu bedienen, um sie zum Guten zu bringen, Grundsätze erwürgte, die eine ganze Nation zu edeln Handlungen begeistern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

Vom Nationalstolze

Frankfurt [u.a.] 1780

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2060#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414433-0
VD18 10424539-005